Glauben und Wissen.
1904. II. Jahrgang. — Heft 1. Januar.



Das Licht der Wahrheit.

„Und dabei bleibt es: von dem, was ich nicht mit meinen Sinnen wahrnehmen kann, ist die Wahrheit nicht nachzuweisen. Nur, was ich sehen und hören, riechen, schmecken und fühlen kann, existiert in Wirklichkeit. Sehen Sie hier den Rauch der Zigarre: Ihre Augen nehmen ihn wahr, Ihre Nase riecht ihn, Ihr Finger kann ihn betasten, also ist er vorhanden. Wer wollte nach solchem Zeugnis daran zweifeln? Wäre der nicht reif fürs Tollhaus? — Aber nun beweisen Sie mir mit derselben Sicherheit das Dasein einer Seele oder eines Gottes. Wer die gewaltigen Fortschritte der Naturwissenschaften mitgemacht und einen lebhaften Eindruck von der Gewalt der in ihr wirkenden, stets den Sinnen wahrnehmbaren Erscheinungen gewonnen hat, der glaubt an solche Ammenmärchen nicht mehr, an solche Hirngespinste, die man nie und nirgends wahrnehmen kann."

Der also sprach, war ein junger Mann von noch nicht 30 Jahren: der neue Apotheker, der jüngst erst in X. eingezogen war und nun seine neue Weisheit am Stammtisch im „Goldnen Löwen" zum besten gab.

Während seiner Rede prägte sich auf den Gesichtern der verschiedenen Gäste der Eindruck aus, den sie machte: der alte Rektor wiegte nachdenklich sein Haupt hin und her; der Kaufmann Ehrlich hatte so etwas noch nie gehört, ihm war die Zigarre ausgegangen, und mit offnem Munde sah er den Sprechenden an. Sein Freund, der Musiker, und Kantor an der Marienkirche, sah ernst vor sich hin: sollte der junge Mann Recht haben? Gewiß, die Töne, in deren Welt er lebte und die doch ganz sicher wahr und wahrhaftig waren, konnte er mit seinen Ohren hören; aber vernahm er denn nur die, welche er hörte? Lebten und webten nicht in ihm noch ungehörte Harmonien, die ihn mächtig bewegten und die doch nicht mit Sinnen vernommen wurden? Sollte diese Welt der Töne wirklich nicht existieren, weil der Apotheker sie nicht hörte? Nein, und abermals nein, dagegen bäumte sich seine innere Erfahrung. — Der lange, hagere Aktuar hatte dagegen der Erörterung mit sichtlichem Wohlgefallen zugehört. Er hatte unter leisem Kichern eine Prise ge-

nommen und dann wohlgefällig auf die Schnupftabaksdose getrommelt: der Mann hat Recht, und er hat's doch auch studiert!

Während der letzten Sätze des Apothekers war der alte Sanitätsrat eingetreten, hatte Hut und Stock an den Nagel gehängt und sich auf seinen altgewohnten Platz gesetzt. Als nun der junge Mann offenbar mit großer Befriedigung seine Rede geschlossen und zur Bekräftigung einen tüchtigen Zug aus seinem Krug nahm, richteten sich gespannt aller Blicke auf den Neuangekommenen. Sie wußten alle, daß der Sanitätsrat ein scharfer Gegner der eben vorgetragenen Anschauung war, und jeder erwartete, daß er nun dem Apotheker das Irrtümliche seiner Meinung nachweisen würde.

Um die Lippen des alten Herrn spielte ein feines Lächeln, in dem auch ein wehmütiger Zug nicht zu verkennen war. Er hatte sich seine lange Pfeife angesteckt und blies aus ihr die ersten, dichten Rauchwolken. Dann sagte er: „Mein lieber, junger Freund, ich habe nur die letzten Worte Ihrer Rede gehört, allein ich kann mir aus ihnen wohl zurechtlegen, was Sie sonst sagten, solche Gedanken sind mir nicht neu. Aber wenn ich Ihnen jetzt antworten soll, wie es die Freunde hier sicherlich erwarten, dann habe ich dazu ein Buch nötig. Würden Sie wohl die Freundlichkeit haben und in mein Haus hinüberlaufen und es mir holen?"

Der junge Apotheker erhob sich und verbeugte sich, die Frage höflich bejahend. Der Sanitätsrat fuhr fort: „Sie kennen ja mein Studierzimmer und haben wohl gesehen, daß in ihm der Türe gegenüber ein Büchergestell steht. Auf demselben finden Sie in der fünften Reihe von unten, ganz am Ende rechts ein dickes Buch, das ist es, was ich zu meiner Antwort gebrauche."

„Das wollen wir schon gleich finden!" sagte der junge Mann selbstbewußt und verließ das Zimmer.

„Wie Sie aber in Ihrer Bibliothek genau Bescheid wissen!" sagte Kaufmann Ehrlich zum Sanitätsrat; dieser aber erwiderte einfach: „Es handelt sich um ein Buch, das ich täglich nötig habe." Nach einer Pause sagte er milde, mehr wie zu sich selbst: „Es ist das Vorrecht der Jugend, mit dem Wort schnell fertig zu sein; ist es uns anders gegangen? Tiefere Naturen finden sich stets aus dem Irrtum wieder zurecht. Wer Gott mit Ernst sucht, den leitet er selbst hin zum Licht der Wahrheit. Ist's aber ein Wunder, daß heute die Materie dieses Licht verschleiert und verdunkelt? Heute, wo der Stoff einen Triumph nach dem andern feiert, wo die Schlote und die Eisenschienen die Welt beherrschen? Ist's ein Wunder, daß die Jugend von heute trunken wird in dem Gefühl, wie wir's so herrlich weit gebracht haben?"

„Schon recht," meinte der Rektor; „aber die Bescheidenheit geht dabei verloren, dieses Geschlecht wird hochmütig und achtet Glauben und damit oft auch Sitte gering."

Da öffnete sich die Tür und der Apotheker kam zurück, nicht ganz so höflich und siegesgewiß, wie er gegangen war; im Gegenteil, auf seiner Stirn lagerte offenbar eine kleine Unmutswolke.

„Na, hören Sie mal, meine Herren!" begann er, „Sie haben hier im Nest aber nette Beleuchtungsverhältnisse. Des Herrn Sanitätsrat Studierzimmer liegt

doch zu ebener Erde und nach vorn heraus, da könnte es doch wohl von der Straße her hell sein, aber kaum die Hälfte der erbärmlich brennenden Laternen scheint angezündet zu sein. Nur mit größter Mühe fand ich mich in dem Zimmer zurecht; denn die Laterne in weiter Ferne warf kaum einen Schimmer in den Raum. Links stieß ich mich an einen Stuhl, rechts an einen Tisch, daß es jetzt noch schmerzt, und nachdem ich Ihr Buch mit Mühe und Not in der argen Dunkelheit entdeckt hatte, rannte ich mir auch noch zum Überfluß den Kopf an der Hängelampe fast ein. — Aber nun lassen Sie sehen, was für ein wertvolles Buch ich Ihnen eigentlich holen mußte."

Der Apotheker betrachtete das dicke Buch in seiner Hand und erkannte die Bibel. Ein Lächeln der Enttäuschung und des Spottes ging über seine Lippen, als er belustigt ausrief: „Damit wollen Sie mich widerlegen?"

Der alte Sanitätsrat beachtete nicht den Spott des jungen Mannes, sondern begann ruhig und nun auch seinerseits lächelnd und mit leiser Ironie: „Ei, ei, mein junger Freund, Sie haben doch Augen, um zu sehen, und trotzdem liefen Sie hier gegen einen Tisch und dort gegen einen Stuhl. Weshalb nahmen Sie denn dieselben trotz Ihrer vorzüglichen und hochgelobten Sinne erst wahr, als Sie den schmerzhaften Stoß weghatten? Sollte nicht am Ende neben Ihren Sinnesorganen doch noch etwas nötig sein zur Erkenntnis der Wirklichkeit? Sie beschweren sich über unsere mangelhaften Beleuchtungsverhältnisse. Es nimmt mich wunder, daß Sie noch nach Beleuchtung von außen her rufen, da Sie doch selbst so vorzügliche Sinnesorgane besitzen, daß Sie mit ihnen und mit ihnen allein überall die Wirklichkeit und Wahrheit erkennen können?"

Der alte Herr schwieg eine kleine Weile und sah den Apotheker mild lächelnd an, dieser war unter den forschenden Blicken der anderen hochrot geworden und drehte verlegen an seiner Zigarre herum.

„Nein, und abermals nein!" fuhr der Sanitätsrat fort, „unsere Sinnesorgane sind keine Organe unbedingter Wahrheit, sie erfordern eine ganze Reihe von äußeren Umständen, um überhaupt zu wirken: wie kann das Auge etwas erkennen, wenn ihm das zu Erkennende nicht von außen schon erhellt und aufgeklärt ist! Und wie oft ist das Auge krank und getrübt! Dieser sieht ganz anders als jener, wer sieht nun die Wahrheit? — Und sollte es in geistiger und geistlicher Beziehung anders sein, meine Freunde? — Lassen Sie uns doch einmal sehen, was davon dieses alte Buch sagt. Herr Apotheker, ich habe meine Brille vergessen; leider versagen jetzt oft meine früher so guten Augen (er betonte scharf jedes Wort), da müssen Sie schon Ihre Güte voll machen und mir Ihre Augen leihen. Würden Sie wohl einmal aufschlagen und vorlesen: Psalm 36 Vers 10."

Der Apotheker war zu gut erzogen, um des alten Herrn Bitte abzuschlagen; aber mit sichtlicher Verlegenheit schlug er die Stelle auf, während die Anwesenden dem Sanitätsrat beistimmend zunickten und nur der Aktuar mit sauer-süßer Miene eine Verlegenheitsprise nahm.

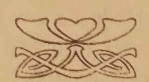
Mit etwas benommener Stimme las der Apotheker: „Denn bei dir ist die lebendige Quelle, und in deinem Lichte sehen wir das Licht!" Als er die Bibel

still hingelegt hatte, trat eine kleine Pause allseitiger Stille ein. Dann rief der alte Sanitätsrat mit erhobener Stimme:

„Ja, in deinem Lichte sehen wir das Licht! Welche große, herrliche Wahrheit! Die Jahrhunderte und Jahrtausende haben sie nicht antasten können: wer irdische Dinge sehen will, dem muß dazu trotz schärfster Sinne noch die Sonne oder sonst ein irdisches Licht leuchten. Nun wohl, wer himmlische Dinge sehen will, wer von Gott, von Seele, von Unsterblichkeit etwas erkennen will, dem muß eine himmlische Sonne, ein anderes Licht der Wahrheit leuchten. Diese Sonne scheint, dieses Licht leuchtet, aber — „die Finsternis haben es nicht nicht begriffen". O laßt uns in diesem Lichte wandeln und handeln, denn es spendet uns höhere Erkenntnis als irdische Sonnen und irdische Sinne."

* * *

Als der Apotheker später nachdenklich heimging, wollten ihn jene Worte des alten Herrn nicht loslassen: der Schimmer eines neuen, bisher nicht gekannten Lichtes, des Lichtes der Wahrheit, hatte, wenn auch noch schwach, begonnen seinen Pfad zu erleuchten. E. Dennert.



Der Zweck in der Natur.

Die Natur liefert eine Reihe von Prüfsteinen unserer Weltanschauung, unter denen die Zweckmäßigkeit der Organismen vielleicht der wichtigste ist. Über ihre Auffassung ist gerade in der Gegenwart wieder ein lebhafter Streit entbrannt, der an wissenschaftlicher Bedeutung den Streit um die Selektionslehre übertreffen dürfte, seitdem es als vergebliches Bemühen erscheinen muß, die zweckmäßigen Einrichtungen der Pflanzen und Tiere durch Selektion (Auslese des Passendsten im Sinne Darwins) erklären, d. h. auf Selektion als ihre alleinige Ursache zurückführen zu wollen.

Die Prinzipienfrage, um die es sich handelt, ist die: ist die Zweckmäßigkeit eine objektiv in der Natur gegebene Eigenschaft gewisser materieller Systeme, die wir Organismen nennen; oder trägt der menschliche Verstand in seiner Beurteilung der Natur den Zweckbegriff von sich aus in sie hinein? Je nach ihrer Entscheidung in dieser Frage treten die Biologen auf die Seite einer Reihe der größten Philosophen von Plato und Aristoteles bis auf Kant und Eduard von Hartmann, oder auf die Seite einer anderen Reihe von Philosophen, als deren bedeutendste Vertreter im Altertum und in der Neuzeit wir Epicur und Spinoza nennen können. Man sieht, daß der Kampf um den Zweck so alt ist, wie das Nachdenken des Menschen über die Natur.

In einem klaren und feinsinnigen Aufsatze hat in diesen Blättern („Glauben und Wissen" 1903, Nr. 8) C. Schneider auf die treffliche Schrift von Coßmann, Elemente der empirischen Teleologie, hingewiesen, die in der Tat in vorzüglichster Weise geeignet ist, über das so wichtige Zweckproblem zu orientieren. Ich möchte

die Gelegenheit benutzen, auf ein anderes etwas älteres Büchlein aufmerksam zu machen, das jedem, der sich auf diesem Gebiete zu unterrichten wünscht, zum Studium auf das wärmste empfohlen werden kann, und in dem, obgleich es bereits 1890 erschien, sich doch kein einziger veralteter Gedanke findet. Die 160 Seiten lange Schrift führt den Titel: Mechanismus und Teleologie. Eine Abhandlung über die Prinzipien der Naturforschung von Franz Ehrhardt; der Verfasser ist zur Zeit ordentlicher Professor der Philosophie in Rostock.

Von einer Besprechung der Schrift Ehrhardts nehme ich umsomehr Abstand, als ich wünsche, daß das für jeden verständlich geschriebene Buch recht viele Leser finden möge. Nur um die Energie seiner Stellungnahme zu kennzeichnen, sei folgender Ausspruch des Verfassers angeführt: „wer das Vorhandensein der Zweckmäßigkeit in der Bildung der organischen Wesen leugnet, kann ohne Weiteres als ein Verfälscher von Erfahrungs-Tatsachen abgewiesen werden." Das mögen sich diejenigen merken, die den wunderlichen Ausspruch tun oder unterschreiben: „es gibt keinen Zweck in der Natur."

Wenn wir uns fragen, auf welchem wissenschaftlichen Grunde die Lehre von der Zweckmäßigkeit der Organismen ruht, so ist es der gemeinsame Grund, auf den alle Naturwissenschaft sich stützt, es ist die allgemein gültige Methode der Naturforschung: durch die Mittel des Beobachtens und des Nachdenkens über das Beobachtete die Erscheinungen zu bestimmen. Wir können auch sagen: es ist die Erfahrung im Lichte der Urteilskraft.

Die formale Ausarbeitung dieser Methode ist ein besonderes Verdienst Galileis. Der große Italiener beschäftigte sich hauptsächlich mit den scheinbar einfachsten Vorgängen des Naturgeschehens, den mechanischen. In seinen Fallgesetzen sucht er die Fallbewegung eines Steins zu beschreiben. Er fragt: *wie* fällt der Stein? und er stellt durch Beobachtung und Rechnung, d. h. Denken, das Fallgesetz fest. Genau so verhält sich die Biologie (Lehre vom Leben) den zusammengesetzten körperlichen Systemen der Pflanzen und Tiere gegenüber. Sie fragt: wie entwickelt sich ein Organismus? und die Antwort lautet, sobald wir von allen Einzelheiten absehen: zweckmäßig. Sie fragt: wie ist der Bau des menschlichen Körpers und seiner Teile beschaffen? und die Antwort lautet: zweckmäßig. Die nämliche Antwort würde man erhalten auf die Frage nach der grundlegenden Beschaffenheit der Zelle. Somit muß die Zweckmäßigkeit eine allgemeine Eigenschaft der lebendigen Wesen sein, für die Organismen eine sog. *Konstante* bilden, wie die Masse eine Konstante aller Naturkörper ist. Wir können auch sprechen von einem Gesetz der Zweckmäßigkeit oder der Harmonie der Teile im Organismus, was auf eins und dasselbe hinauskommt. Die Zweckmäßigkeit ist das oberste Prinzip, welches die Körperbeschaffenheit und die Entwicklung der Organismen regelt. Ein Organismus, dessen Teile nicht zweckmäßig harmonierten, wäre nicht existenzfähig und überhaupt kein Organismus.

Je eingehender man, besonders auch in den letzten Jahren, die Pflanzen und Tiere bis in das Gefüge ihrer feinsten Formelemente untersucht hat, um so überraschender hat sich eine vollendete Harmonie im Zusammenwirken aller dieser Teile

herausgestellt, nirgends schlagender und überzeugender, als in den Lebensverrichtungen des höchsten Organismus, des menschlichen Körpers.

Die Zweckmäßigkeit tritt besonders hervor in den Anpassungen der Organismen an die Aufgaben der Erhaltung des Individuums und der Art; der ersten Aufgabe dient die Ernährung, der zweiten die Fortpflanzung. Wenige Hindeutungen werden genügen, um das Gesagte anschaulich zu machen. Die Anpassung an das Aufsuchen der Nahrung zeigt sich überall in der äußeren Gestalt des Tierkörpers, je nachdem das Tier sich durch die Luft, über das feste Land hinweg, durch das Wasser oder im Innern des Erdreiches bewegen muß, um die Nahrung zu finden; es sei nur an den Vogel und die Biene, an den Vierfüßer, die Schlange, den Fisch, an den Maulwurf und den Regenwurm erinnert. Die Beispiele zeigen auch, daß Anpassung an den gleichen Zweck mit verschiedenen Mitteln erreicht werden kann.

Die Gestalt der Pflanzen lehrt uns ein Gleiches. Wären die Nährstoffe nicht in so geringer Menge im Erdboden enthalten, ihre Wurzeln brauchten sich nicht in so feine Fasern zu spalten, um dadurch eine ungeheure aufsaugende Oberfläche zu entwickeln. Die Gestalt und Anordnung der Blätter zeigt aus ähnlichen Gründen eine möglichst große Oberflächen-Entfaltung an der Luft und am Licht.

Interessant sind die Einzelfälle, in denen gewisse Glieder und Gruppen des Pflanzenreiches von der Grundform abweichen. Weil die Pilze den für ihre Ernährung erforderlichen Kohlenstoff nicht der atmosphärischen Kohlensäure entziehen, sondern den organischen Stoffen, auf denen sie wachsen, so fehlen ihnen nicht nur die grünen Blätter, sondern das Chlorophyll (d. h. der grüne Farbstoff) überhaupt, sie nehmen die gesamte Nahrung durch feine Wurzelfasern auf. Umgekehrt verhalten sich die im Wasser lebenden Algen. Sie gehören zu den Kohlensäure assimilierenden (verarbeitenden) Pflanzen, enthalten darum Chlorophyll, sie entbehren aber der Wurzeln, und ihr Gesamtkörper zeigt eine blattartige Ausbildung, weil sie im Wasser des Meeres und der Flüsse sowohl Kohlensäure als auch die Nährsalze vorfinden, die eine Landpflanze dem Boden entnehmen muß.

Besonders lehrreich ist die Anpassung einiger Blütenpflanzen an abweichende Bedingungen der Ernährung; zwei Beispiele dürften genügen, um diese Wechselbeziehung zu erläutern. Zur Familie der windenartigen Pflanzen oder Convolvulaceen gehören die als Leinseide und Kleeseide bezeichneten Arten der Gattung Cuskuta; nach dem Bau ihrer Blüten und Früchte ist diese Zugehörigkeit nicht zu bezweifeln. Irgend eine der typischen Winden oder Convolvulus-Arten dürfte jedermann bekannt sein. Zwei derselben wachsen überall bei uns wild, die Ackerwinde mit kleineren rötlichen und die Zaunwinde mit großen schneeweißen Blumen; andere Arten finden sich als Zierpflanzen in Gärten. Sie alle tragen ansehnliche grüne Laubblätter, mit denen sie der Atmosphäre Kohlensäure entnehmen, diese in Zucker verwandeln und so die ganze Pflanze mit Kohlenstoff versorgen. Daneben sind sie gekennzeichnet durch normale, im Erdboden sich ausbreitende Wurzeln und einen insofern eigentümlich gebildeten Stengel, als derselbe zu schwach ist, die eigene Last aufrecht zu tragen, dafür aber, gleich dem Hopfen, befähigt, sich um feste Stützen emporzuwinden. Zu diesen Winden steht die Leinseide (Cuscuta epilinum) im Verhältnis einer nahen

Verwandtschaft. Ein Laie würde schwerlich darauf kommen; für ihn würde die Übereinstimmung mit Convolvulus sich darauf beschränken, daß der Stengel von Cuscuta die Leinpflanze umwindet, alle übrigen Merkmale der Vegetationsorgane erscheinen völlig abweichend gebildet. Zunächst fällt in die Augen, daß der Leinseide grüne Blätter ganz fehlen, an ihrer Stelle stehen kleine, farblose Schuppen. Eine weitere Untersuchung ergibt, daß die Pflanze auch keine in den Erdboden eindringende Wurzeln besitzt, dafür aber aus der Oberfläche des Stengels warzenartige Fortsätze treibt, die mit dem Stengel des Flachs, der von der Seide umrankt wird, fest verwachsen sind. Diese Saugwarzen bilden den Schlüssel des Rätsels. Sie belehren uns, daß die Seide ein Parasit ist, der den Flachs aussaugt und sich aus seinen Säften ernährt, wie ein parasitischer Pilz. Dieser Art der Ernährung ist der Körper der Seide in der Ausprägung seiner Organe angepaßt. Da er alle erforderlichen Nährstoffe dem Flachs mittels der Saugwarzen entzieht, so braucht er keine Wurzeln, keine Blätter und kein Chlorophyll, alles dies ist daher nicht entwickelt. Dagegen hat unser Parasit ein neues, eigenartiges Organ, die Saugwarzen, hervorgebracht, die andre Pflanzen nicht besitzen; und die Fähigkeit zu ranken hat er beibehalten, weil sie für die Art seiner Ernährung offenbar nützlich ist.

Das andre Beispiel ist die Nestwurz (Neottia nidus avis), ein nicht seltener Bewohner unserer Buchenwälder. Wie es außer den parasitischen andre Pilze gibt, sogenannte Saprophyten, die ihren Kohlenstoff zwar nicht lebenden Pflanzen entnehmen, wohl aber den organischen Verbindungen des Humus, d. h. den verwesenden Resten von Pflanzen und Tieren, so ernährt sich auch die Nestwurz aus Humus, der sich im Waldboden anhäuft. Die zu den Orchideen gehörige Pflanze verhält sich also ganz wie jene saprophytischen Pilze. Im Zusammenhang mit dieser Lebensweise besitzt auch sie keine grünen Blätter, sondern nur farblose Schuppen; die saftreichen, kurzen Wurzeln bilden aber ein Knäuel, das der Volksmund mit einem Vogelnest verglichen hat.

Während uns in den grünen Laubblättern der meisten Pflanzen ein bestimmtes Anpassungsmerkmal entgegentritt, indem diese Blätter ein Ernährungsorgan von zweckmäßigster Bildung darstellen, sind die Anpassungsmerkmale von Cuscuta und Nestwurz negative: sie besitzen keine grünen Blätter, weil sie bei ihrer besonderen Lebensweise derselben nicht bedürfen. Die Natur sucht also überflüssige Organe zu unterdrücken, und auch das ist zweckmäßig und harmonisch. Es wird durch die Nichtbildung der Blätter seitens der Pflanze eine Ersparnis an Material erzielt, was immerhin ein Vorteil ist.

Nicht nur die Ernährung, auch die Fortpflanzung ist auf zweckmäßige Grundlagen gestellt. Die allgemeingiltigste ist wohl die Hervorbringung einer ungeheuren Menge von Keimzellen, namentlich seitens des männlichen Geschlechts. Viele Millionen Keimzellen können gebildet werden, auch wenn es nur die Zeugung weniger Nachkommen gilt. Das ist zweckmäßig im Interesse der Sicherung des Bestandes der Art. Die Entwicklung der Keime ist mit den verschiedensten Schutzeinrichtungen umgeben, bis sie entweder als Eier den Mutterorganismus verlassen können oder als ausgebildete Wesen geboren werden, die nur noch des Wachstums bedürfen,

um den Kreislauf der Art zu vollenden. Im großen und ganzen zeichnen sich die Fortpflanzungserscheinungen im Tierreich durch Gleichförmigkeit aus, während im Pflanzenreiche ihre Mannigfaltigkeit eine außerordentliche ist.

Dies gilt namentlich von den Vorgängen der Befruchtung, in denen es darauf ankommt, einen männlichen Zellkern in die davon mehr oder weniger weit entfernte weibliche Keimzelle, das Ei hineinzubefördern. Bei den Pflanzen, deren Ei und befruchtender Kern durch Wasser von einander getrennt sind, ist der letztere wie bei den Tieren in einem beweglichen, des Schwimmens fähigen Samenfaden eingeschlossen; während in den Fällen, wo Ei und männliche Zellen durch Luft geschieden werden, wie bei den Blütenpflanzen, der Wind oder Insekten den Transport der zu eigener Bewegung unfähigen Pollenzellen besorgen. Die besonderen Einrichtungen, welche diese Vorgänge ermöglichen, gehören zu dem Bemerkenswertesten, was die Natur hervorgebracht hat.

Dies gilt namentlich von den Blüten, die in tausenderlei Abstufungen uns zweckmäßige Vorrichtungen zeigen, um einerseits die Befruchtung überhaupt zustande zu bringen, zugleich aber um zu verhüten, daß die in ihren Erfolgen ungünstige Befruchtung zwischen Pollen und Eiern derselben Blüte eintritt. Hierzu kommt noch ein Moment von hohem Interesse: auch die Insektenwelt tritt durch eigenartige Anpassungen in den Dienst des Pflanzenreiches. Die Insekten erfahren Ausgestaltungen des Körpers, wodurch sie zur Übertragung des Pollens geeignet gemacht werden, während die Blumen für Ernährung der Insekten sorgen und dabei Formen annehmen, welche hindern, daß der Insektenbesuch Selbstbestäubung in Folge hat, dagegen Bestäubung mit Pollen aus den Blüten anderer Individuen begünstigen. Wo immer wir bunten Blumen im Pflanzenreiche begegnen, haben wir sie aufzufassen als Organe zur Vermittlung der Insektenhilfe bei der Befruchtung.

Die Sorge für die Nachkommenschaft zieht aber noch weitere Kreise: Wenn eine Bohnenpflanze durch die Arbeit ihrer grünen Blätter organische Substanz erzeugt, so erzeugt sie davon weit mehr, als sie für ihre eigene Erhaltung und ihr Wachstum bedarf. Sie erwirbt damit ein Kapital, das sie auf ihre Nachkommen vererbt; das ausgetrocknete Zellgewebe jeder Bohne wird angefüllt mit dieser Mitgift. Das Samenkorn ist somit befähigt, den aus ihm hervorwachsenden Keimling mit diesem Erbteil der Mutterpflanze zu ernähren, und das ist wichtig, weil das junge Pflänzchen erst nach Erreichung einer gewissen Größe befähigt ist, sich selbständig zu ernähren.

In diesem Zusammenhang ist auch der Tatsache zu gedenken, daß jeder aus einer Keimzelle sich entwickelnden Pflanze die künftige Gestalt vorgezeichnet ist durch die Gestalt der Mutterpflanze; der sich entwickelnde Keim steht unter einem Zwange, der ihn nötigt, in ganz bestimmten Bahnen zu wachsen. Durch diesen jeder Pflanze innewohnenden Bildungstrieb werden die Eigenschaften der Art von einer Generation auf die andere erblich übertragen. Wenn die Vererbung auch nicht in dem gleichen Sinne wie die Anpassung an besondere Aufgaben der Ernährung und Fortpflanzung den Zweckmäßigkeits-Erscheinungen beizuzählen ist, so bewegt sich doch die Erblichkeit einem von vorne herein feststehenden Ziele entgegen, eine Eigenschaft, die der Zweckmäßigkeit verwandt ist, und die durch Karl Ernst von Baer im Ver-

ein mit ähnlichen Erscheinungen als Zielstrebigkeit unterschieden wurde. Mittelbar wirkt aber die Erblichkeit durch Erzeugung der Wurzeln, Blätter, Blüten usw. im Dienste der Zweckmäßigkeit; denn zweckmäßig ist nicht nur der Bau, sondern auch die Entwicklung der Organismen.

Diese wenigen Beispiele, die leicht eine beliebige Vermehrung gestatten würden, dürften in jedem Unbefangenen die Überzeugung wecken, daß es eine Absurdität ist, zu behaupten, der die Erscheinungen beurteilende Mensch trüge von sich aus erst die Zweckmäßigkeit in die Natur hinein, um nachher das Wunder anzustaunen, das er selbst geschaffen hat, wie Schopenhauer sich ausdrückt. Auch Darwin hat die zweckmäßige Organisation der Pflanzen und Tiere vorbehaltslos eingeräumt. Das Bestreben seiner Theorie war darauf gerichtet, diese Zweckmäßigkeit mechanisch zu erklären. Auf die Unzulänglichkeit jenes Versuches wurde schon eingangs hingewiesen.

Somit können wir nicht umhin, in den Organismen neben dem ursächlichen Geschehen, das ihnen mit allen Dingen gemeinsam ist, die Wirksamkeit eines besonderen Zweckprinzips anzuerkennen. Stellen wir die Frage nach dem Ursprunge der Zweckmäßigkeit in der Organisation der Pflanzen und Tiere, so zeigt sich, daß diese Frage zusammenfällt mit der Frage nach dem Ursprung der Organismen überhaupt. Mit den Organismen ist die organische Zweckmäßigkeit als solche gegeben.

Suchen wir jeden Schluß aus der Erfahrung auf das Gebiet des Übersinnlichen zu vermeiden, weil ein solcher Schluß streng genommen eine Hypothese (Annahme) bleibt, so müssen wir uns in der Biologie daran genügen lassen, die Zweckmäßigkeit als ein gegebenes Letztes anzusehen, wie für die Physik die Schwerkraft und für die Chemie die Affinität ein gegebenes Letztes sind, und schließlich alle unsere Erklärungen bei einem derartigen Letzten stehen bleiben müssen. Halten wir es aber für ein Recht des wissenschaftlich denkenden und forschenden Menschen, wegen der Unvollständigkeit des empirischen Weltbildes dasselbe durch Hypothesen zu ergänzen, die mit keiner Tatsache in Widerspruch stehen, dabei aber in den Tatsachen begründet erscheinen, so werden wir die Organismen und mit ihnen die Zweckmäßigkeit als geschaffen, d. h. durch die Intelligenz und Macht eines göttlichen Willens hervorgebracht ansehen. Freilich gibt es Leute genug, denen es viel leichter wird sich vorzustellen, ein Organismus sei durch Zufall aus feuchtem Lehm entstanden, als durch eine über das Menschenmaß weit hinausreichenden Kraft und Weisheit geschaffen worden. Schon ihre Eitelkeit hindert sie, das Bestehen einer solchen, der ihrigen überlegenen Weisheit einzuräumen. J. Reinke.

Plato ein Zeuge Gottes.

„Es liegt in der Beschäftigung mit der griechischen Literatur durchaus keine innere Nötigung, vom Christentum sich zu entfernen und aus der christlichen Weltanschauung herauszutreten. Es führen vielmehr auch durch das antike Griechentum hindurch Wege zu dem lebendigen Gott und seinem Sohne.“ Diese Worte eines

längst verstorbenen Zeugen Gottes und seines Sohnes Jesu Christi treten lebendig jedem vor die Seele, der an das Studium des klassischen, namentlich des griechischen Altertums als einer herantritt, der selbst „aus der Wahrheit" ist und dem deshalb die Augen für alle Spuren der Wahrheit aufgetan sind, mögen sie aus der Verborgenheit hervorgeholt werden müssen oder sich in so leuchtender Schönheit darbieten, wie bei „dem Christen unter den Philosophen", bei Plato. Richtig verstanden hat ja Lessing recht, wenn er sagt: „Das Christentum war, ehe Evangelisten und Apostel geschrieben hatten". Und von Augustinus wissen wir, daß er ein eifriger Anhänger der Akademie[1]) gewesen ist, ehe er das auserwählte Rüstzeug Christi wurde; und wenn er auch als Christ die Waffen gegen seine ehemaligen Zunftgenossen ergriff, so gestand er doch immer zu, daß die Platoniker unter allen Heiden die christlichsten seien; ja er geht sogar soweit zu sagen, „daß sie nur wenig Worte und Meinungen zu ändern brauchten, um wirkliche Christen zu werden". Nicht als wäre das Herz eines Augustinus und anderer Kirchenväter, welche sich in ähnlichen Äußerungen namentlich über Plato ergehen, zwischen diesem und Christus geteilt; ihre ganze Innigkeit und Begeisterung war und blieb dem Herrn zugewandt, und wenn sie rühmend auf Plato hinwiesen, so geschah es nur, weil er für sie auf Christus hinzuweisen schien, und weil er ihrer Meinung nach als Jesu Zeitgenosse huldigend zu seinen Füßen gesunken sein und mit Freuden die Verwirklichung seiner Ideale in ihm und durch ihn erblickt haben würde (nach Augustinus).

Machen wir nun einen Rundgang durch Platos Hauptgedanken. Wir werden hier einem schimmernden Stein, dort einer duftenden Blume auf unserm Pfade begegnen, und in beiden die Merkmale des logos spermaticos, der himmlischen Wahrheit, erkennen; wir werden das Wort von der Seele, die von Natur eine Christin ist, gerade bei Plato nachdrücklich bestätigt finden.

„Von ihm, durch ihn und zu ihm sind alle Dinge; ihm sei Ehre in Ewigkeit!" sagt der Apostel Paulus. „G o t t," das ist der Ausgangs- und Endpunkt der platonischen Philosophie. Plato ist im Grunde Monotheist; wo er von „Göttern" redet, da tut er es in Anfügung an den herrschenden Sprachgebrauch. Gott ist ihm der König aller, der alles, das Seiende wie das Werdende lenkt, der, den alles umgibt, um dessentwegen alles ist, in dem der Grund alles Schönen liegt. Sein Dasein ist ihm über jeden Zweifel erhaben: „Daß es Götter gibt, beweisen Erde, Sonne und die Sterne insgesamt und die so reizende Anordnung der nach Jahren und Monaten verteilten Jahreszeiten." Durch Gottes Fürsorge ist diese Welt als ein Beseeltes und in Wahrheit mit Vernunft begabtes Lebendes entstanden, nicht geschaffen nach vergänglichem Vorbilde. „Denn — ist diese Welt schön und ihr Werkmeister gut, dann war offenbar sein Blick auf das Unvergängliche gerichtet. Gewiß ist es jedem offenbar, daß er auf das Unvergängliche gerichtet war, denn die Welt ist das Schönste alles Gewordenen, er der Beste aller Urheber." Jawohl, auch des „blinden" Heiden Auge erkennt, daß a l l e Kreatur Gottes gut ist, und der Herr würdig ist zu nehmen Preis, Ehre und Kraft; „denn du hast

1) d. h. der von Plato gegründeten Philosophenschule.

alle Dinge geschaffen, und durch deinen Willen haben sie das Wesen und sind geschaffen." Dieser Gott ist ihm der Gute. Dieser Gott kann nicht versucht werden zum Bösen, und er selbst versucht niemand, sagt Jakobus, und Plato: „Gott ist wirklich gut. Die Schuld des Guten dürfen wir keinem andern beimessen, die des Bösen aber müssen wir in andern suchen, aber nicht in Gott." Und dieser Gott ist wahrhaftig. Es ist unmöglich, daß Gott lügt, lesen wir Ebr. 6, 18; und Plato sagt: „Es gibt also keinen Grund, weshalb etwa der Gott lügen möchte? Den gibt es nicht. Das Dämonische[1]) und Göttliche ist also durchaus fern von Lüge. . . . Demnach ist der Gott ganz einfach und wahr in Tat und Wort, und ändert weder sich selbst, noch hintergeht er andere" (vgl. Jak. 1, 17 f.)

Dieses Gottes Augen „merken auf die Gerechten und seine Ohren auf ihr Gebet" (1. Petri 3, 12). Aus seiner Hand kommt alles; deshalb gibt es für die Gläubigen keinen „Zufall". So spricht Sokrates in der Apologie zu den Richtern: „Auch ziemt es mit frohen Hoffnungen dem Tode entgegen zu sehen und das Eine für ausgemacht zu betrachten, daß es für den redlichen Mann kein Übel gibt, weder im Leben, noch nach dem Tode, und daß seine Angelegenheiten von den Göttern nicht unbeachtet bleiben. So ist auch das, was mir jetzt widerfährt, kein Werk des Zufalls, sondern es ist mir klar, es war für mich besser, jetzt sofort zu sterben und von des Lebens Not befreit zu werden." Ja, auch das Härlein auf dem Haupt, das ohne den Willen des Vaters nicht herunterfällt, kennt Plato. „Es gibt Götter, die für alles, Geringfügiges und Wichtigeres, Sorge tragen." „Das nachzuweisen," sagt er an andrer Stelle, „dürfte wohl nicht schwer sein".

Zu diesem Gott nun ist unsere Seele geschaffen, und sie ist unruhig in uns, bis sie ruhet in ihm. Heil, Erlösung und Gottseligkeit, Erhebung des Menschenlebens zu seiner gottähnlichen Geisteswürde als ihrem höchsten und nächsten Zweck ist das Ziel, zu welchem Plato heranstrebt. Die Lebensfrage: „Was muß ich tun, daß ich selig werde?" lag auch unter den heidnischen Griechen den Ernsten schwer auf dem Herzen; auch Plato. Er kennt sehr wohl die allgemeine Verbreitung der Sünde in der Menschheit, und zwar nicht als etwas an der Peripherie des innern Lebens Liegendes, sondern als den Mittelpunkt des Innenlebens, die Seele Einnehmendes und Beherrschendes. Er kennt den Kampf zwischen Geist und Fleisch, welchen der Apostel so ergreifend schildert. „Wir müssen bedenken," sagt er, „daß in jedem von uns zwei uns beherrschende und leitende Neigungen bestehen, denen wir folgen, wohin sie uns führen, die eine die uns angeborene Begierde nach Sinnenlust, die andere die erworbene Einsicht, die nach dem Besten strebt. Diese beiden Neigungen sind bei uns bald in Einklang, zuweilen aber im Widerspruch, und bald obsiegt die eine, bald die andere." Die Seele stammt von Gott, ist ein dem Himmel Entsprossenes, das Böse aber vergiftet und tötet sie. „Unter allem zum Leibe Gehörigen ist sie (die Schwinge der Seele) am meisten wohl des Göttlichen teilhaftig. Das Göttliche aber ist schön, weise, gut und alles, was diesem ähnlich ist. Durch diese Wesenheiten wird die Beschwingung vorzüglich genährt und

---

1) Dämonisch bedeutet hier nicht böse, sondern zwischen göttlich und menschlich stehend.

gekräftigt; durch das Häßliche und Böse und durch das jenem Entgegengesetzte schwindet sie dahin und geht unter." Dieser Gefahr ist die Seele namentlich durch ihre Verbindung mit dem Leibe ausgesetzt. „Der Leib ist eine Gruft der Seele, insofern sie gegenwärtig in ihm begraben ist," „ein in einem sterblichen Kerker eingeschlossenes Lebendes." So kann denn auch Plato sagen, daß „jede Lust der Seele etwas Körperhaftes mitteile". Glaube und Tugend, Unglaube und Unsittlichkeit sind bei Plato aufs engste mit einander verbunden, denn die Sünde ist ja eine innere Krankheit, eine Krankheit der Seele, des Sitzes der Tugend. Die Wirkung der Sünde ist Sklaverei: „Die Schlechten sind alle Sklaven." Die Unreinen und Unseligen können nicht zu Gott kommen. Was böse ist, sagt ihm eine Stimme in seinem Innern: „Mir ist durch göttliche Fügung von Kind auf ein Dämonium zugesellt. Das besteht in einer Stimme, die stets, wenn sie sich vernehmen läßt, von dem, was ich unternehmen will, mir abrät." Aber durch die Lüge gewinnt das Böse Macht über die Menschen, daß es aussieht, wie das Wahre und Gute. Das ist der Betrug der Sünde, von dem auch der Brief an die Ebräer redet; das ist die gewaltige Macht Satans in der Welt, von der Jesus Joh. 8, 44 spricht. „An Lügen, an trügerischen Gelüsten erfreuen sich meistens die Schlechten." „In den Seelen der Menschen ahmen die lügnerischen, trügerischen Lüste die wahren nach in lächerlicher Weise." Damit im Zusammenhang steht die Neigung der Menschen zu heucheln: „Das höchste Unrecht ist gerecht zu scheinen, ohne es zu sein." Übertünchte Gräber, Wölfe in Schafskleidern nennt Jesus solche Heuchler. Wehe aber den Lügnern, den Heuchlern, deren Lippen anders reden, als ihr Herz beschaffen ist. Die Menschen müssen Rechenschaft geben von einem jeglichen unnützen Wort. — „Der geflügelten und leichtsinnigen Reden harrt die schwerste Strafe, denn über dies alles ward Nemesis, die Botin der Gerechtigkeit, zur Hüterin bestellt." „Die Seele der Bösen ist von einem Stachel fortwährend gewaltsam getrieben, von Unruhe und Reue erfüllt."

Zu Grunde liegt der Sünde die Trennung von Gott. „Eure Untugenden scheiden euch und euren Gott von einander." Der Sünder ist Plato ein atheos, d. h. ein Gott-loser. Diesem Zustand der Gottlosigkeit in der Menschheit ging ein andrer besserer vorauf. „Die Alten waren besser als wir und wohnten den Göttern näher." Darum heißt die Losung für den abgefallenen Menschen: Zurück zu Gott! Näher, mein Gott, zu dir! Welche Macht aber kann dies bewirken? Nach Plato die Liebe. Ohne Rückkehr zu Gott, ohne innige Verbindung mit ihm kein Heil, kein Leben. In allem aber, was geliebt wird, wird im Grunde nur Gott gemeint und erstrebt.

Wie aber nach der Lehre der Schrift nur dem geholfen wird, der sich helfen lassen will, dem „Kranken", dem „Leidtragenden", dem „nach der Gerechtigkeit Hungernden und Dürstenden", so lehrt auch Plato, daß die Bedingung des Heilsempfanges das Heilsverlangen und also das Bewußtsein der Verlorenheit und Hilfsbedürftigkeit ist. Es muß der Mensch die göttliche Traurigkeit erfahren, welche zur Seligkeit wirkt eine Reue, die niemand gereut. Anklänge an den biblischen Begriff der Bekehrung finden sich öfter bei Plato: „Die Umkehr von den Schatten zum

Licht". Loslösung von der Welt, das Leben verlieren, um „das Leben" zu gewinnen, sind Plato ganz geläufige Vorstellungen. Zum Beleg führe ich das wundervolle Wort aus dem Theätetus an: „Doch ist's weder möglich, lieber Theodorus, daß das Böse untergehe, denn es muß notwendig stets etwas dem Guten Entgegengesetztes geben, noch daß es seinen Sitz unter den Göttern habe, sondern es haftet notwendig an der sterblichen Natur und an dieser Erde. Darum sollen wir auch so schnell wie möglich von hinnen nach dorthin zu entfliehen streben. Dieses Entfliehen erfolgt durch die möglichste Annäherung an Gott, diese Annäherung aber dadurch, daß das Gute und Fromme mit Überlegung geschehe". In der Welt haben wir Angst, aber getrost, er hat die Welt überwunden. Wer ihn hat, der hat volles Genüge, Fried' und Freude, vgl. Offb. 7, 16 f.

Durch Kampf zum Sieg — das ist auch bei Plato der Weg des Heils. Der Kampft aber gilt insonderheit dem eigenen Ich. „Sich selbst verleugen", das eigene Ich ertöten, das ist Platos Forderung. „Das Übel besteht darin, daß, wie man sagt, jeder Mensch von Natur sich selbst liebt, und daß es in der Ordnung ist, daß er so gesinnt sein müsse. In Wahrheit aber wird diese übertriebene Selbstliebe jedem in allen Fällen zur Quelle aller Fehltritte. Denn der Liebende wird gegen das, was er liebt, verblendet, so daß er das Gerechte, das Gute und Schöne schlecht herausfindet, und statt des Wahren stets das ihm Angehörige achten zu müssen meint". „Sich selbst zu besiegen ist von allen Siegen der erste und vorzüglichste; sich selbst zu unterliegen aber von Allem das Schimpflichste und Schlimmste." Das deutet nämlich darauf hin, daß in jedem von uns ein Krieg gegen uns selbst stattfindet. Im Geist leben, im Geist wandeln — das ist das Trachten der Christen; darnach trachtet auch nach Plato der Weise. Der Freund der Weisheit übt sich zu sterben und tot zu sein. Das Sterben besteht in der Trennung der Seele von dem Körper. Wenn also der Weise sich übt zu sterben und tot zu sein, so heißt das nichts anderes, als daß er danach trachtet, seine Seele vom Körper loszulösen, soweit dies geht, und ein Leben im Geist zu führen. „Wir sind nämlich Seele, ein unsterblicher in einem sterblichen Kerker eingeschlossenes Lebendes. Zu unserm Nachteil umgab uns die Natur mit dieser Hülle da, sodaß die Befreiung vom Leben der Übergang von etwas Üblem zu etwas Gutem ist".

Die Seele, das Unsterbliche im Menschen, verdient die treueste Sorgfalt. Dem ewigen Richter will er seine Seele in dem gesundesten Zustand darstellen. Darum erheischt die Seele nicht bloß wegen der gegenwärtigen Zeit, die wir das Leben nennen, sondern wegen der Zukunft, wegen des bevorstehenden Gerichtes, die größte Fürsorge. Wenn jemand nämlich die Zeit seines Todes nahe glaubt, so ergreift ihn Furcht und Bedenklichkeit über Dinge, über die er sie vorher nicht fühlte. Die über die im Hades Befindlichen verbreiteten Sagen, nämlich, daß derjenige, der hier Unrecht tat, dort dafür büßen müsse, die ihm bis dahin lächerlich erschienen, beunruhigen dann fürwahr seine Seele. Lohn und Strafe stehen auch Plato am Ende des Lebens: „Ich bin der frohen Hoffnung auch den Abgeschiedenen werde etwas, und weit Besseres den Guten als den Schlechten zuteil werden", und „nichts andres nimmt die Seele mit sich nach dem Hades als ihre Ausbildung und Pflege, die ja

auch dem Gestorbenen gleich beim Beginn seiner Wanderung dorthin den größten Nutzen oder Schaden bringen soll". Darum kommt es darauf an, daß die Seele hier in der Zeit möglichst völlig gereinigt und geläutert werde. „Es dürfte . . . auf ein Umkehren der Seele ankommen, welches ein Aufsteigen aus einer Art Dämmerung zu dem wahren Tag des Seienden ist, das wir mit Recht das echte Weisheitsstreben nennen werden". Wer ungeweiht und ungeläutert nach dem Hades hinabkommt, wird im Unflat liegen, der Geläuterte und Eingeweihte dagegen, gelangt er dorthin, wird bei den Göttern wohnen". „Gott ähnlich werden, soweit es der Mensch vermag", das ist die Aufgabe, vor welche der Weise gestellt ist.

Dieser Aufgabe entsprechend ist auch die Tugendlehre Platos von hohem göttlichem Ernst durchdrungen. „Tugend ist Gottähnlichkeit", sagt er. Wie eine Perlenschnur ließen sich seine Äußerungen über das Leben des Tugendhaften aneinanderreihen. Man fühlt sich geradezu aufgefordert, einen Vergleich seiner Tugenderweisungen mit den Früchten des Geistes im neuen Leben des erlösten Christen anzustellen. „Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen", ruft der Apostel. Apostelgesch. 5, 29. Den Sokrates läßt Plato sagen: „Zwar halte ich euch, ihr Männer, lieb und wert, doch werde ich dem Gott mehr gehorchen als euch". Nicht alle, die Herr, Herr sagen, werden ins Himmelreich kommen, sondern die den Willen tun des Vaters im Himmel. „Es wäre ja arg", lesen wir bei Plato, „sähen die Götter auf unsere Gaben und Opfer und nicht auf die Gesinnung, ob jemand fromm und gerecht ist" (vgl. Mark. 12, 33). Von seinen Jüngern verlangt der Herr, daß sie „alles verlassen und ihm nachfolgen", daß sie nicht Schätze auf Erden, sondern im Himmel sammeln, und er warnt sie dringend vor den Gefahren des Reichtums. Plato sagt: „Sehr reich und gut zu werden ist unmöglich. Ausgezeichnet gut und ausgezeichnet reich zu sein ist unmöglich". Klingt es nicht wie die Mahnung Christi, Matth. 5, 23, 24, wenn Plato sagt: „Die Wackren zwängen sich, die Eltern u. s. w. zu lieben, und wenn eine Kränkung ihren Unwillen gegen Eltern oder Vaterland erregte, suchten sie sich selbst zu trösten und zu beschwichtigen, indem sie sich sogar zwängen, die Ihrigen zu lieben". Wenn Plato das tugendhafte Leben des wahrhaft sittlichen Menschen beschreibt, so glaubt man fast dasselbe zu hören, was die Schrift, namentlich Johannes, das ewige Leben nennt, das Leben der Seele in und mit Gott.

Erlösung des Lebens, das ist das Endziel der platonischen Philosophie. „Die Philosophie hilft die Seele lösen". Nun liegt aber die Seele gleichsam im Gefängnis — der Körper, so hörten wir, ein Grab der Seele — aus dem sie befreit werden muß, soll sie anders ihrer Berufung entsprechen. Der große Befreier aber ist der Tod; im Hinblick auf jenes erhabene Ziel ist er der größte Wohltäter für das geistige Leben. „Das Sterben ist etwas Heilbringendes. Ist der Tod eine Art Umzug von hier nach einem andern Aufenthaltsort, und hat es mit dem, was man sagt, seine Richtigkeit, daß dort alle Verstorbenen sich befinden, wie gäbe es dann ein größeres Heil als dieses? Wenn dem also ist, will ich einen oft wiederholten Tod nicht scheuen". Sokrates' letzte Worte: — „O Kriton, wir sind dem Asklepios (dem Gott der Heilkunde) einen Hahn schuldig, entrichtet ihm den und versäumt es ja nicht", — lassen erkennen, daß er noch im Augenblick des Sterbens

den Tod als eine Genesung von der Krankheit des irdischen Daseins bezeichnete. Ungeteilt und ungehemmt kann nun die Seele dem Trieb des Innersten zum Ewigen und Göttlichen folgen, vorausgesetzt, daß ihr Sehnen schon während des leiblichen Lebens darauf gerichtet war. So kann Plato unumwunden erklären, daß die Befreiung vom Leben der Übergang von etwas Üblem zu etwas Gutem ist.

„Ohne Glauben ist es unmöglich Gott zu gefallen". Durch die ganze heilige Schrift zieht sich die Forderung des Glaubens. Was finden wir bei Plato in diesem Punkte? Zwar nicht ausgesprochenermaßen etwas, was dem christlichen Glaubensbegriff, dem biblischen Worte „Glaube (pistis)" entspräche, wohl aber keimhaft dasselbe. Der Glaube ist „eine innere Beschaffenheit und Richtung seines Geistes, ein freudig festes Überzeugtsein", welches, ohne daß er es mit einem besondern Ausdruck namhaft macht, das ganze Gebäude seiner Philosophie beseelt und erfüllt. Hätte er diese Gläubigkeit nicht besessen, so hätte er von jener hohen, frommen Liebe zu dem Göttlichen gar nicht durchdrungen sein können, weil, wie Augustinus richtig bemerkt, man nicht lieben kann, an dessen Existenz man nicht glaubt. Glaube und Liebe sind Sprößlinge einer und derselben Grundkraft, und die Platoniker sind es hauptsächlich gewesen, welche die tiefere Fassung des biblischen Begriffes vom Glauben in der christlichen Kirche eingeleitet und vermittelt haben".[1])

„Plato ein Zeuge Gottes," so lautet unser Thema. Aber nur in Christo kann der Vater erkannt und geglaubt werden. Wie steht Plato zu der Person Jesu Christi? Sind bei ihm, dem fast vierhundert Jahre vor der Menschwerdung des Sohnes Gottes lebenden griechischen Philosophen, keine Strahlen von dem Lichtglanz, der über Bethlehem aufgegangen ist, zu finden? Kein Anklang an das „Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben"? Kein Vorausschauen des kündlich großen Geheimnisses: Gott ist geoffenbaret im Fleisch? Vergebens sucht man in den Aussprüchen der Heidenwelt nach der ausdrücklich ausgesprochenen Vorstellung von der weltumfassenden und welterlösenden Liebe Gottes in Christo Jesu, auch bei Plato. Die Vorstellung selber aber fehlt bei ihm nicht. „Er empfand," so sagte ein gründlicher Kenner seiner Philosophie, „in seiner Seele das Christusdasein in der Weltgeschichte; er sah im Geist, wie Abraham, den Tag des Herrn; er fühlte sich mit seinem ganzen Geist und Streben auf eine göttliche, in der Welt unsichtbar vorhandene Heilandskraft gegründet und darin gewurzelt; und diese Zuversicht zu dem mächtigen Walten des Ewigen in der Zeiten Fülle war sein Stern in der Nacht und die Quelle seiner freudigen Begeisterung und Seelenstärke."

Findet sich in Platos Werken, wie es wohl selbstverständlich ist, manches, was sich mit dem Christentum nicht vereinigen läßt, ja ihm direkt entgegengesetzt ist, so ist doch die Fülle des dem Christentum nahe Verwandten bei ihm so groß, daß man mit Recht auf ihn seit allen Zeiten das Wort angewandt hat, welches der Herr zu jenem Pharisäer sagte: „Du bist nicht fern vom Reiche Gottes!"

---

1) Baumgarten, Christl. Dogmengeschichte.

Zu ihm sind alle Dinge. Zu ihm, auf ihn hingerichtet, ist auch das gewesen, was dieser tiefe Wahrheitssucher gedacht und erforscht hat. Hat Gott auch die Heiden ihre eigenen Wege gehen lassen, so hat er sie doch von seinem Reichsplan nicht ausgeschlossen. War die Offenbarung seines Willens und seiner Zukunft auch nur bei Israel — unter seiner Leitung, die auf diese Zukunft gerichtet war, standen alle Völker und die ihnen angehörenden Individuen. „Was bei ihnen irgendwie Grundwahrheiten oder Grundtatsachen des Christentums vorbildlich abspiegelt“ — dieses Wort von Viktor von Strauß gilt auch für Plato — „hatte auch einen bedingten Anteil an der göttlichen Wahrheit, zwar nicht durch besondere Offenbarung Gottes, aber auch nicht ohne Gott. Denn auch hierin gab Gott die Leitung der Völker nicht aus seiner Hand, wiewohl er sie ihre eigenen Wege gehen ließ. Darum zielen alle vorchristlichen Religionen, jede in ihrer Weise, auf das Christentum und bereiten . . . die Völker zu dessen Annahme vor.“

„Nicht fern vom Reiche Gottes,“ so sagten wir, könnte man auch von Plato sagen. Könnte man nicht weiter gehen und behaupten, der Platonismus sei das Urbild des Christentums, seine Lehre die Grundlage, auf welcher die Lehre Christi und seiner Jünger ruhe? Tatsächlich wird ja heute von vielen mit Nachdruck behauptet, Christi Anschauungen seien vom Buddhismus und, besonders auch die seiner Jünger, namentlich die des Johannes, vom Hellenismus beeinflußt.

Ein wesentlicher Bestandteil der platonischen Philosophie ist ja die Lehre vom Staat. Drei Seelenkräfte gibt es: die denkende, die mutartige und die begierliche. Ihnen entsprechen drei Tugenden: die Weisheit, die Tapferkeit und die Besonnenheit, deren höhere Einheit die Gerechtigkeit ist. Die Gerechtigkeit aber ist nicht blos eine Tugend, sondern die ein ganzes Reich beseelende Geisteskraft: der Staat. Dieser Staat, welcher alle griechischen Staaten umfassen soll, will eine große Familie sein, deren Seele die Gerechtigkeit ist. Eine Anstalt soll er sein zur Heranbildung des Menschen für das Reich der ewigen Wahrheit. In geordnetem Aufsteigen soll sich die Seele nach und nach vom Sinnlichen ablösen und dem Unsinnlichen gewonnen werden. Das ganze Leben wird eine strenge Erziehung, eine geistige Läuterung. Diese Erziehung erhebt den Menschen mehr und mehr in eine Welt, der gegenüber alles politische Leben verschwindet. Das Individuum geht völlig in das Ganze auf. Verähnlichung der das Individuum enthaltenden Gattung, der Menschheit mit Gott ist Platos großer Grundgedanke, Ausgestaltung eines der göttlichen Idee entsprechenden und von ihr bewegten und bestimmten Menschenlebens in der Wirklichkeit.

Nun geht das Neue Testament in seiner ganzen Heilsverkündigung vom Reiche Gottes aus, nicht einer politischen Theokratie, die äußerlich kennbar wäre, sondern einer Herrschaft Gottes im Innern des Menschen; einem Reich, welches die Reichsgenossen immer mehr in sich zu verwirklichen haben; in welches sie eingehen, wenn sie es sich erbitten und darnach trachten. Über das ganze Volk muß es sich ausbreiten, das ganze Volksleben muß es durchdringen. In Jesu und dem Kreise derer, die ihm nachfolgen, ist es da, und doch ist es andrerseits wieder etwas noch Zukünftiges.

Wie groß die Ähnlichkeit, und doch, wie groß der Unterschied! Der platonische Staat „ein Luftschloß der Theorie“, das nie auf Erden Boden gewinnen, nie

sich verwirklichen kann; ein Reich von dieser Welt, wenn auch bestimmt zu geistiger Durchläuterung und Erhebung über das Sinnliche hinaus. Christi Reich aber, das Reich Gottes, ein Reich nicht von dieser Welt, ein Organismus göttlich-himmlischer Lebenskräfte, wie sie vom Haupt derselben, Gott in Christo, durch allerhand Mittel, namentlich sein Wort und seinen Geist, in den Kosmos, die Welt, einströmen; ein Reich, dessen an sich objektives Gebäude sich mit Einwohnern füllt, ein Königreich von Priestern wird. Die von diesem Reich ausgefochtenen Kämpfe zeitigen bis jetzt nur innerliche Siege, welche sich aber zu einem kosmisch sich darstellenden Sieg entwickeln werden: das Reich des Himmels wird ein Reich der Erde werden; die ihm entgegenstehenden Weltreiche fallen und die Welt gehört dem Herrn und seinem Christ.

Das Reich Gottes und der platonische Staat unterscheiden sich von einander wie Göttliches und Menschliches, Irdisches und Himmlisches. Das Reich Gottes, das Himmelreich, zeigt schon durch seinen Namen, woher es stammt: vom Himmel her ward es offenbart, hat Jesus, der König des Reiches, es gebracht. Die Gewißheit der Verwirklichung seiner Idee, ein Reich der Gerechtigkeit und des Friedens zu sein, liegt in seinem Haupt und König, Jesus Christus, der Gerechtigkeit und Friede erworben hat und sie denen, die seines Reiches Untertanen sein wollen, durch seinen Geist zueignet. Platos Staat ist eine erhabene Idee, das Reich Gottes ist selige Wirklichkeit.

Daß von einer Entlehnung platonischer Ideen seitens unseres Herrn, auch nicht einmal von einer Anlehnung Christi an platonische Ideen die Rede sein kann, steht uns fest. Aber wie steht es mit den Aposteln, wie steht es, daß wir aus ihnen einen herausgreifen, mit dem Apostel Johannes?

Mit einem zunächst rätselhaften Wort spricht Johannes im Eingang seines Evangeliums (1, 1—18) von der Offenbarung Gottes in Christus, wenn er sagt: Das Wort (gr. logos) ward Fleisch. Wie ist Johannes dazu gekommen, so von der Offenbarung Gottes in Christo zu sprechen?

Man sagt, Johannes, der in Christus das fleischgewordene Wort erblicke, und so ohne weitere Erläuterung das kurz und bündig ausspreche, habe diesen Ausdruck nicht von Christus vernommen, aber auch nicht selber erfunden, sondern in der Bildung seiner Zeitgenossen vorgefunden. Als sich nämlich die Juden unter den Heiden niederließen, da lernten sie, namentlich in Alexandrien, auch die griechische Philosophie kennen und schätzen, und begannen zu untersuchen, wie sich diese zum jüdischen Glauben verhalte. Plato rede aber von einem „logos“ oder „nous“ Gottes; er nenne diesen das weltschöpferische und weltbeherrschende Prinzip, ja er versichere, weil das weltordnende Prinzip Weisheit und Intelligenz sei, und Weisheit und Intelligenz eine Seele zur notwendigen Unterlage hätten, so müsse auch in der Natur des Zeus eine königliche Seele und eine königliche Vernunft vorausgesetzt werden. Sogar der Begriff eines „Sohnes“ sei Plato nicht unbekannt. Er rede von einem Sprößling des Guten, ja er nenne diesen den Eingebornen.

Allein trotz dieser scheinbaren, ja auf den ersten Anblick frappanten Ähnlichkeit steht doch die johanneische Lehre vom Logos in keinem ursächlichen Zusammenhang mit Platos Vorstellung[1]), denn wenn Plato von einem Sprößling des Guten redet,

1) Im Anschluß an Semisch, Justin.

so versteht er darunter nichts als die Ideen der Erkenntnis und Wahrheit; wenn er eines erzeugten, eingebornen, seligen, vollkommenen Sohnes Gottes gedenkt, so meint er damit nur die Welt, sofern diese als sichtbare Trägerin der göttlichen, urbildlichen Ideen und Widerschein der göttlichen Intelligenz und Vollkommenheit ist. Dem platonischen Logos fehlte gerade das Wesentlichste, was dem Begriff des Apostels zukommt, das Merkmal der Persönlichkeit. Er hat zwar eine wirkliche, aber nur eine eigenschaftliche Wirklichkeit; er ist nicht der höchste, wenn auch vom Wesen Gottes unterschieden, doch rein ihm innewohnende Begriff, er ist das Prinzip der Intelligenz in Gott; bei Plato ist der Logos nie aus Gott herausgetreten.

Daß Johannes die platonische Philosophie gekannt und sie aufs Christentum angewandt habe, vermögen wir nicht anzunehmen. Aber vielleicht hat sich im Judentum und Heidentum eine Logoslehre entwickelt, welche als Vorhalle der Logoslehre des Apostels Johannes bezeichnet werden kann? Die Juden meinten ja, die griechische Philosophie sei aus dem Alten Testament entlehnt und in demselben enthalten. Auf diesem Standpunkte stehend, nahmen die Juden manche Gedanken der griechischen Philosophie in ihre Anschauung auf, besonders solche, für welche auch im alten Testament Anknüpfungen zu finden waren. Das ist schon in dem apokryphischen Buch der Weisheit Salomos geschehen, besonders aber in den Schriften eines Zeitgenossen Jesu, des alexandrinischen Juden Philo, welcher bei seinen Glaubensgenossen in hohem Ansehen stand. Philo ist tief mit griechischer Weisheit gesättigt; platonische, stoische und neupythagoräische Lehren treten bei ihm am deutlichsten hervor. Er verfolgte die doppelte Mission, einerseits die Juden mit der griechischen Weisheit bekannt zu machen, andrerseits den Griechen zu zeigen, daß diese Weisheit sich schon im mosaischen Gesetz zeige. Philo geht von dem Gedanken aus, daß Gott als der Vollkommene nicht mit der Welt in direkter Berührung stehe; er führt darum das Wirken Gottes in der Welt auf Mittelursachen zurück, welche er in verschiedener Weise bezeichnet. Alle diese Mittler zwischen Gott und der Welt faßt er aber schließlich zusammen in dem Logos, d. h. Wort oder Vernunft, ein Ausdruck, den Philo nachweislich der platonischen Philosophie verdankte. Der Logos ist die Vernunft Gottes. Indem Philo diese von Gott selber unterschied, kam er dazu, in dem Logos ein besonderes Mittelwesen zwischen Gott und Welt zu erkennen. So fand Johannes unter seinen gebildeten Zeitgenossen, Juden wie Heiden, die Anschauung von einem Logos Gottes vor, und da nun Logos bei den Griechen nicht bloß Vernunft, sondern auch Wort bedeutet, so war es nicht schwer, diesen Gedanken auch im Alten Testament zu finden. Durch das Wort Gottes ist ja nach dem Alten Testament die Welt geschaffen worden; das Wort Gottes haben die Propheten verkündigt; so gewinnt das Wort Gottes allmählich auch in der Bibel eine gewisse Selbständigkeit, und in noch höherem Grade später die Weisheit. Und so war es schließlich kein Wunder, daß Johannes den von Philo her üblich gewordenen Ausdruck Wort Gottes zur Bezeichnung der Offenbarung Gottes in Christus verwandte. Freilich, Philo spricht ja nicht von einer Fleischwerdung Gottes, sondern bei ihm ist der Logos nur die in der Welt wirkende göttliche Vernunft. Aber wenn Johannes nur sagen wollte, daß er der Sohn Gottes sei, daß

in Christus Gott-Mensch geworden sei, so konnte er für seine gebildeten Zeitgenossen sich gar wohl eines Ausdruckes bedienen, den zwar Jesus nicht gebraucht hatte, den sie aber gar wohl verstanden[1]).

Dies die in weiten Kreisen heute vertretene Anschauung. Ihre Vertreter haben einen Schein des Rechtes für sich. Überall, wo man Abhängigkeit des Johannes von Philo und also auch von Philos Vorgängern glaubt nachweisen zu können, ist eine gewisse äußere Verwandtschaft, ein Anklang vorhanden; aber jedesmal, wenn man den Begriffen auf den Grund geht, versagt die philonische Analogie. „Es läßt sich hier nichts weiter beweisen, als daß eine Reihe verwandter Vorstellungen in beiderseits völlig selbständiger Ausbildung vorliege. Es sind zwei auf demselben Stamm, das Alte Testament, gepropfte Reiser, von denen das eine auf dem Boden der Philosophie, das andre auf der Heilsgeschichte gewachsen ist; jenes trägt kosmologische, dieses soteriologische Früchte[2]).

Auch Johannes ist in der Schule des alten Testaments gewesen. Aber, sagt Godet: „das ist der Unterschied zwischen Johannes und Philo: anstatt vom Alten Testament in die Schule Platos und der Stoiker zu gehen, trat Johannes in die Schule Jesu". Und weiter: „Wir glauben, daß die alexandrinische Theologie der Lehre des Johannes fremd ist und daß diese Lehre nicht auf christlicher Überlieferung ruht, sondern ein persönliches Zeugnis ist." Dieser Meinung Godets schließen wir uns an. Der Unterschied zwischen Johannes und Philo ist so tiefgreifend, daß Geß, einer der Männer, der den einen wie den andern aufs beste durchforscht hat, geäußert hat: „Wer das Denken des Johannes und des Philo vereinigen zu können glaubt, versteht nichts, weder von Johannes noch von Philo."

„Das Bewußtsein der Zeit war mit der Logosidee durchtränkt, als die Offenbarung vom Logos in sie hineinklang[3]). Denn anders als Offenbarung vermögen wir das von Johannes über den Logos Gesagte nicht zu nennen. Dasjenige, was den alexandrinischen Lehrern am „Wort" von besonderer Bedeutung war, weil dieser Gedanke ihnen das Mittel gab, das in sich aufzunehmen, was die griechischen Philosophen über den Ursprung der Natur aus dem Geist und das Verhältnis der Dinge zu diesen Begriffen gelehrt hatten, fehlt bei Johannes ganz, wohingegen bei Philo und den Alexandrinern das fehlt, was das Wesentliche des johanneischen Logos ausmacht. Der johanneische Logos ist vorzeitlich und ungeworden, also ewig; er ist als Person zu Gott hingewendet; er ist selbst göttlichen Wesens; er ist Mittler der Erschaffung der Welt — und endlich und vor allen Dingen: er ist Fleisch geworden.

Der philonische Logos dagegen ist eine bloße Idee, keine Person; und wenn Philo den Logos auch oft personifiziert darstellt, ja ihn auch wohl den zweiten Gott, den erstgeborenen Sohn Gottes nennt, so ist er doch wesentlich dynamisch (als Kraft) gedacht; er erscheint bald hier bald dort in einzelnen verschiedenartigen Wesen und Personen tätig und offenbar. Bei Philo ist der Logos die Vernunft, bei Johannes das Wort, das absolute, persönliche, verweltlichte Wort. Dort wird der Logos der

1) Vergl. Heidrich, Glaubenslehre.
2) Vergl. Meyer, Der Prolog des Johannesevangeliums, 1902, S. 20, Anm. 3.
3) Vergl. Simon, Der Logos, 1902, S. 34.

Gottheit untergeordnet und steht nur über der Welt als Weltbildner, hier ist er die zweite Person der Gottheit. Dort hat der Logos ein pantheistisch-unpersönliches Gepräge, sodaß von seiner Fleischwerdung nicht die Rede sein kann. — Dieselbe ist sogar für Philo „eine völlig unerschwingbare und unmögliche Vorstellung“. — Bei Johannes dagegen erscheint er als menschgewordene Gottpersönlichkeit. Der philonische Logos ist ein Zwischending zwischen Idee und Wirklichkeit, bei Johannes ist er greifbare, beseligende Wirklichkeit: „Wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit.“

„Wenn Johannes eine auf außerchristlichem Boden gewachsene Logosspekulation auf Christus angewendet und durch eine solche bestimmt, zu einer höheren Auffassung Christi sich aufgeschwungen hätte, so wäre es unvermeidlich gewesen, daß die festumgrenzte Gestalt des Menschen Jesu schattenhaft zerflossen und geisterhaft verzerrt worden wäre. Das gerade Gegenteil ist der Fall. Kein Evangelium stellt Jesum nach allen wesentlichen Seiten hin so ganz menschlich (und — so fügen wir hinzu — so überwältigend göttlich) dar“ [1]). Er malt das in seiner Seele lebende Bild, das er mit eignen Augen geschaut hat, seinen Lesern mit hingebender Liebe vor Augen. Und er kann es ihnen mit solcher Deutlichkeit malen, weil er der Jünger war, der an Jesu Brust lag und der vor den anderen Zeugen Blicke in das Ewigkeitsleben des Sohnes Gottes hat tun dürfen. Aus der Offenbarung Gottes stammt ihm die Bezeichnung ‚logos'. Die Offenbarung bezeichnet den in der Fülle der Zeiten erschienenen Christus als den von der Ahnung der Vorzeit gesuchten Offenbarer Gottes und als Zweck und Ziel der Welt [2]). Nicht Spekulation bietet uns Johannes, nicht eine Belehrung über ein göttliches Wesen, sondern von Christus verkündigt er, daß durch ihn, wie stets, so auch neutestamentlich die Offenbarung Gottes vermittelt und in ihm beschlossen sei, so daß er das Wort Gottes schlechthin ist, darum allen Gottinhalt, sofern er für die Menschen ist, in sich trägt [3]).

Es bleibt für uns dabei, daß der Inhalt der Schrift Alten wie Neuen Testaments unabhängig von jeder Philosophie, auch von der platonischen und der von ihr abgeleiteten, theopneustos, von Gott eingegeben sei. Darin liegt für uns die Gewähr dafür, daß sie bleibt bis in Ewigkeit. G. Holtey-Weber.

Der Wiederaufschwung der Religion in der Gegenwart.

Die Zeit liegt nicht fern, wo man in vielen Kreisen, gebildeten wie ungebildeten, offen oder heimlich die Ansicht vertrat, daß die Religion und speziell die christliche ihrer nahen Auflösung entgegenging. Eduard v. Hartmann konnte ein Buch über die Selbstzersetzung des Christentums schreiben, das drei Auflagen er-

1) Zahn, Einleitung ins Neue Testament (1899) II, 539.
2) Vergl. Simon a. a. O.
3) Vergl. Luthardt, Kommentar zum Johannesevangelium.

lebte, und Ernst Haeckel, der große Prophet des Materialismus, durfte die kühne Behauptung in den berüchtigten „Welträtseln" aufstellen, daß durch dieselben der Religion der Todesstoß versetzt und insofern der größte intellektuelle Fortschritt der Menschheit herbeigeführt wäre, als sie den endgiltigen Sturz der drei wichtigsten Dogmen der Metaphysik, Gott, Freiheit und Unsterblichkeit erreicht hätten oder wenigstens in Kürze erreichen würden. In der Tat schien manches solche Behauptungen zu rechtfertigen. Seitdem die Naturforschung im 16. Jahrhundert das ganze Weltbild verändert hatte, erhob sich mit jedem folgenden Jahrhundert immer mehr eine Kultur, welche schließlich zur Aufhebung aller Religion zu führen drohte. Der anfängliche Gegensatz zu einzelnen Punkten der Religion wurde immer deutlicher zu einer Erschütterung ihres ganzen Daseins. Sowohl die Naturwissenschaft als auch die geschichtlich-gesellschaftliche Betrachtung der Dinge als die Grundüberzeugung der Philosophie gerieten mit der herrschenden Religion in schroffen Widerspruch. Die Naturforschung erklärte das Übernatürliche in der Religion für widernatürlich, die geschichtliche Lebensbetrachtung machte unter Abweisung alles Eingreifens jenseitiger Mächte in den Weltenlauf das danze Dasein zu einem durch eigene Kraft bestehenden Entwickelungsvorgang, und die Philosophie wies aus dem überkommenen Lebensstande alles zurück, was vor dem Denken die Feuerprobe nicht bestand. Somit kam alles zusammen, was den Gedanken der Auflösung der Religion zu stützen schien. Aber: der Mensch denkt und Gott lenkt. Sehen wir uns die augenblickliche Zeitlage zu Anfang des 20. Jahrhunderts an, so kann jeder, der Augen hat zu sehen, klar erkennen, daß die Religion nicht wie ein schwaches Licht erloschen ist, sondern mit frischer Kraft einen neuen Siegeslauf zu nehmen beginnt.

Am deutlichsten beweisen das die Kirchen. Der Einfluß derselben ist heute ungeheuer gewachsen, sie haben wieder angefangen, ins Leben zu dringen, und wissen eine Macht zu entfalten, wie man es noch vor wenigen Jahren nicht für möglich hielt. Dazu zeigen sie eine innerliche Rührigkeit und Schaffenskraft, die geradezu erstaunlich ist. Selbst der Hader und Kampf und Streit der kirchlichen Parteien ist ein Beweis, daß neues Leben hier im Steigen ist. Aber auch außerhalb der Kirchen und selbst im Widerspruch mit ihnen hat die Religion sich neu erhoben. Die Zeiten sind vorbei, wo die Verneinung der Religion als etwas Großes, ja als selbstverständlich galt, und wo der elendeste Witz geistvoll zu werden schien, wenn sein Ziel nur die Religion war. Die Naturwissenschaft hat unter Festhaltung einer besonnenen Descendenzlehre den reinen Darwinismus, d. h. die Lehre von der Macht des Zufalls in der Welt und der natürlichen Auswahl im Kampf ums Dasein, zurückgedrängt; die meisten Naturforscher erkennen seine Geltung überhaupt nicht mehr an, während die wenigen, welche sich zu diesem Standpunkte noch nicht hindurchgearbeitet haben, doch zugeben, daß die darwinistische Erklärung eine weit untergeordnetere Bedeutung hat, als man ihr früher zuschrieb. An Stelle der darwinischen Principien sind mehr und mehr Gedanken getreten, die einmal den vor Darwin schon aufgestellten Principien der Gewöhnung und des Gebrauchs entsprechen und andrerseits den inneren Entwicklungsgründen eine weitgehende Bedeutung zusprechen. Kurz, die Naturwissenschaft macht heute immer bewußter eine

Schwenkung von der mechanistischen zur teleologischen (den Zweck betrachtenden) Naturauffassung, und die Entwicklungslehre kommt ohne einen Schöpfer und Erhalter des Weltalls nicht aus. Auch die Philosophie, welche lange Zeit der Religion feindlich entgegenstand, ist heute eifrig bemüht, ihr feste Grundlagen zu bauen. Wir sehen das außer anderem besonders an der Lebensarbeit des augenblicklich bedeutendsten systematischen Philosophen, Rudolf Euckens, dessen „Wahrheitsgehalt der Religion" zu dem Besten gehört, was die Neuzeit hervorgebracht. Ebenso liegt die Sache bei der Kunst; die schöne Literatur behandelt die religiösen Fragen mit wachsendem Ernst, und die bildende Kunst sucht die religiösen Gestalten durch neue Darstellungsformen der modernen Empfindung anzunähern. Endlich geht jenseits aller besondern Gebiete das religiöse Problem mit unsichtbarem Wehen wieder mächtig durch die Geister. Wenn auch die Bewegung gegen die Religion noch weite Massen ergriffen hat, so besitzt sie doch den tiefsten Zug der Zeit nicht mehr, „das geistige Schaffen hat sich ihr mehr und mehr entwunden, manche Angriffe auf die Religion berühren jetzt schon wie Nachklänge aus einer vergangenen und fremdgewordenen Zeit." (Rudolf Eucken.)

Fragen wir nach den Gründen dieser Wendung, so kann man an Verschiedenes erinnern. Zunächst hat die Religion gegenüber den zunehmenden sozialen und moralischen Leiden der Welt eine Anzahl Liebesleistungen aufgewiesen, wie sie sonst nirgends gefunden werden. Sie hat sich der körperlich und moralisch Bedrängten, ja Verkommenen angenommen und sucht sie in wahrhaft rührender Weise zu pflegen, zurechtzubringen und für die Gesamtheit möglichst wieder brauchbar zu machen. Von religiös-christlicher Liebe durchglüht, sind edle Menschen hinausgegangen und haben unter Verleugnung alles eignen Glücks den in der Finsternis Sitzenden Licht und Frieden gebracht, haben fromme Männer und Frauen sich dem Dienst der Armen und Kranken, der Gefangenen und Verwahrlosten gewidmet und so das Wort Christi wahr zu machen gestrebt: Daran wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe zu einander habt. Aber noch mehr! Neben den praktischen Leistungen der Religion stehen heute ihre wissenschaftlichen. Sie hat sich ernstlich bemüht, das ganze wissenschaftliche Leben in sich aufzunehmen und die sicheren Resultate der Natur- und Geisteswissenschaften für ihre Zwecke zu verwenden, ja sie hat es fertig gebracht, im innersten Wesen des Menschen unzerstörbare Wurzeln nachzuweisen und damit ihre Wahrheit und Berechtigung für alle Zeiten sicher zu stellen. Kein vernünftiger, vorurteilsfreier Denker wird das heute ernstlich bestreiten können. Dennoch ist der Hauptgrund des Wiederaufschwungs der Religion ein anderer und zwar ein negativer: der Glaube an die mit größtem Selbstbewußtsein aufgetretene moderne Kultur ist heute vollständig erschüttert; sie hat das nicht geleistet, was man von ihr erwartet hatte. Es hat sich die Erkenntnis durchgerungen, daß ihre Ziele das tiefste Verlangen des Menschenherzens unbefriedigt lassen, ja unterdrücken und mit unwiderstehlicher Kraft hat sich die alte Wahrheit emporgekämpft, daß dem Menschen nichts näher ist als seine Seele und nichts wichtiger, als die Rettung seines geistigen Selbst. Das schöne Gold der modernen Kultur hat sich als Flittergold erwiesen, die goldenen Berge,

welche sie versprach, sind eitel Luftgebilde gewesen. Es erging der modernen Kultur eben nicht besser, als anderen geistigen Bewegungen. Alles Leben, sagt Rudolf Eucken, ist zugleich ein Sichausleben, ein Sicherschöpfen, das äußere Steigen wird leicht ein inneres Sinken; der durch äußere und innere Widerstände mannigfach gehemmte Verlauf stellt die Sache in ein ganz anderes Licht, als der freudige Glaube und das jugendliche Hoffen des Anfangs. Und in der Tat: was in einem Neuen zur Befreiung und Erhöhung wirkte, das verliert allmählich den Zauber der Jugend und wird alltäglich, ja selbstverständlich. Gegensätze, welche zu Beginn noch friedlich nebeneinander schlummerten, scheiden sich und treiben zur Wahl und damit zu einer Verengung. Der harte Widerstand der Dinge vergrößert die innere Art des Strebens, und was von Haus aus groß angelegt war, wird klein unter der Hand der Menschen. Erreichen wir aber glücklich die Ziele, so finden wir bei ihnen nicht das, was wir von ihnen hofften. Auch erzeugt der Erfolg selbst neue Verwicklungen, die Bewegungen überschreiten den Punkt, wo sie zum Segen wirkten und wo wir sie anhalten möchten, sie reißen uns fort und treiben uns ins Ungewisse und Dunkle, und wir, die die Dinge zu lenken glaubten, erscheinen als bloße Werkzeuge in der Hand unerforschlicher Mächte. Die moderne Kultur hat diese Erfahrungen zunächst beim Aufbau einer rein weltlichen Kultur gemacht. Indem sie darauf ausging, alle unsichtbaren Größen auszuschalten und nur anzuerkennen, was man mit seinen Augen sehen und mit seinen zehn Fingern greifen konnte, führte sie trotz mancher hohen Leistung bald offenkundiger zu starken Verneinungen. Wir erkenneu das schon hinsichtlich der Art des modernen Lebens. Wenn die Moderne sich freudig der Welt hingab, so geschah das in der Überzeugung, daß der Mensch ihr Ganzes überblicken und in eignen Besitz verwandeln könnte; nur die Teilnahme an der Ewigkeit und Unendlichkeit des Alls versprach einen vollen Ersatz für die verlorene Überwelt. Dementsprechend bemühte sich der Mensch, nach Kräften in die schaffenden und bewegenden Mächte des Alls einzudringen. Ich erinnere nur an Männer wie Spinoza und Hegel! Wie aber kann diese Arbeit von Erfolg sein, wenn das sinnliche Dasein die einzige Wirklichkeit ist? Was wäre die Welt da anders als ein Nebeneinander undurchsichtiger Kräfte, als ein Gewebe von Beziehungen endloser Punkte, der Mensch aber ein wertloses Rädchen an der großen Maschine? Die innere Einheit des Menschen geht völlig verloren, wenn er in ein bloßes Zusammen von einzelnen Kräften verwandelt wird. Zugleich zerrinnen in seinem Leben alle Ideale und höheren Güter, welche ihn über den äußeren Naturprozeß erhoben, zumal die Güter der Moral, denn der elende Ersatz, den die Anhänger einer religionslosen Moral dafür bieten, beleuchtet lediglich, welcher Flachheit auch ernstdenkende Männer verfallen können, wenn sie der inneren Notwendigkeit der Sache entgegenwirken. Das Leben verliert seinen inneren Gehalt, wenn seine Ideale sich verflüchtigt haben. Es klingt doch recht merkwürdig, wenn wir praktisch Mensch, Menschheit, Menschlichkeit als hohe Werte verehren, theoretisch aber alles verwerfen, was den Menschen über das unvernünftige Tier erhebt. So hat das Streben nach Aufbau einer rein weltlichen Kultur durchweg zum geraden Gegenteil von dem geführt, was man beabsichtigte: man

wollte das Leben reich und den Menschen groß machen, man hat sie arm und klein gemacht.

Nicht anders ist es nach einer anderen Seite hin! Die Spaltung des Menschen zwischen einer Welt und der Überwelt, die seine innere Einheit zu zerstören drohte, führte zur Ausschaltung der Überwelt. Aber diese Preisgabe rief einen weit schlimmeren Dualismus ins Leben. Es hat sich allmählich mit immer mehr wachsender Schärfe der alte Gegensatz von Natur und Seele erhoben, und ein harter Kampf ist entbrannt, was von beiden das Wichtigste sei. Können wir leugnen, daß dieser Kampf heute ein Wirrwarr geschaffen hat, das seinesgleichen sucht, indem er die Menschheit unter das schroffe Entweder-Oder des Idealismus und Realismus stellte? Welche Schärfe dieser Gegensatz erreicht hat, beweist deutlich die einerseits erstrebte Unterordnung des Einzelnen unter die Gesellschaft und andrerseits die energische Feststellung des Wertes der Persönlichkeit und des Rechtes des Einzelnen. Der Widerspruch ist nur zu überwinden durch eine Erhebung über die sinnliche Welt; die moderne Denkweise hat diese Erhebung aber entschieden abgewiesen und sich so selbst ihr Grab gegraben.

Dieselbe Erfahrung wie die Gesamtrichtung des modernen Lebens machte überall an den Hauptpunkten auch die Arbeit. Es ist gewiß unleugbar und dankbar zu begrüßen, daß die Kenntnis von der Unendlichkeit und Selbständigkeit der Natur den Gesichtskreis des Menschen ungeheuer erweiterte und der Anlaß wurde, sich in das große Weltenreich immer tiefer zu versenken, um es womöglich zu beherrschen. Eine Entdeckung wurde nach der anderen gemacht. Es kam nur leider das böse Aber bald hinterher. Was wurde bei diesem Streben aus dem Menschen selbst? Was hatte er zu bedeuten in diesem unendlichen All? Ein Punkt neben Punkten, ein unbedeutendes Etwas, eine gleichgültige Nebensache. Die technische Überwindung der Natur bleibt eine große Leistung und ein herrlicher Triumph, aber der äußere Sieg verwandelte sich in eine innere Niederlage, sofern die Arbeit eine selbständige Art entwickelte, ihren Mechanismus aller menschlichen Absicht siegreich entgegenhielt, mit unwiderstehlicher Rückwirkung auf uns das Leben entgeistigte und die Seele erdrückte. Und verschuldet die technische Gestaltung der Arbeit nicht auch die Gegensätze und Leidenschaften der sozialen Frage?

Im Anfange schien dieses Streben nur Vorteile über Vorteile zu gewähren; der Entwicklungsgedanke erhöhte das Vertrauen auf die eigene Kraft, eröffnete eine engere Berührung mit der unmittelbaren Gegenwart und gab einen lichten Ausblick in die Zukunft. Sobald sich aber dieser Gedanke auf sich selbst stellt und jedwede Ergänzung zurückweist, offenbart er mit zwingender Notwendigkeit seine vernichtende Macht, indem er jedweder beharrenden Wahrheit schroff entgegentritt. Wo sich alles in Fluß, Wechsel und Wandel befindet, da kann von einer feststehenden Arbeit nicht mehr die Rede sein. Auch die Tätigkeit wird innerlich geschwächt, wenn alle bleibenden Werke und festen Ziele nichts weiter als Erzeugnisse unserer Phantasie sind. Das neunzehnte Jahrhundert ist dafür der deutlichste Beweis. Wie schnell haben in ihm die Ideale gewechselt, wie schnell sich die Stimmungen und Schätzungen geändert, wie schnell sich vermeintliche Wahrheiten als Irrtümer und Trug-

schlüsse offenbart! Muß es nicht schmerzlich berühren, wenn wir erkennen, wie alle echte Gegenwart dahinfließt, wie ein Augenblick den andern verschlingt, und wie unerbittlich ins Grab sinkt, was eben noch hoch verehrt und gefeiert wurde?

Wir preisen mit Fug und Recht den Fortgang von einer sinnlich gebundenen Lebensstufe zu einer selbständigen Geistigkeit, welche von aller Enge menschlicher Art befreit ist. Aber die Ausführung dieses Strebens zeigt wieder die schwersten Verwicklungen und erreicht in ihren äußersten Folgerungen das Gegenteil der ursprünglichen Absicht. Der Nachweis dafür ist leicht gegeben. Ein Beisichselbststehen des Geistes schien dargeboten im Denkvorgang. Wer will nun aber behaupten, daß dieser Denkvorgang imstande ist, sich gänzlich vom übrigen Leben abzulösen? Er gerät unweigerlich ins Leere und Unfruchtbare, wenn er sich einem weiteren Lebensvorgange nicht einfügt. Die Erfahrung hat das klar genug bewiesen! Die Hegelsche Philosophie, dieser klassische Ausdruck des Glaubens an ein absolutes (d. h. von nichts abhängiges) Denken, liegt heute in Trümmern. Und warum? Weil hier alle lebendige Wirklichkeit verflüchtigt wurde. Das Hegelsche System löste sich auf und führte dazu, daß Hegels Philosophie einerseits bis zum Standpunkte alles verneinender Kritik, andrerseits bis zum offenbarsten Naturalismus und Materialismus fortschritt. Wenn aber das Geistige geleugnet und zu einer bloßen Gehirnerscheinung gemacht wird, was wird aus jener Wendung der Neuzeit zu einer höheren, geistigen Lebensstufe, wie kann sie nach jenen Erfahrungen noch aufrecht halten, worin sie ihr innerstes Wesen und ihren höchsten Wert fand?

Mit einem Wort, der Fortschritt der modernen Gedanken war, innerlich angesehen, in der Selbstentwicklung zugleich eine Selbstzerstörung. Je mehr das eingesehen wird, desto mehr schwindet der Einfluß derselben auf die Gemüter. Wir beginnen zu empfinden, daß die Welt nur so lange als ein System der Vernunft erschien, als noch die Idee einer Überwelt ihren Glanz auf sie warf, und das tat sie noch lange, nachdem die Überwelt selbst dem Blick des Menschen bereits entschwunden war. Wir fühlen, um mit Rudolf Euken zu reden, die innere Verarmung in aller äußeren Bereicherung, den Mangel eines festen Haltes gegenüber der stürmischen Lebensflut, das Fehlen eines großen, den ganzen Umkreis des Lebens beherrschenden, die Menschheit zusammenhaltenden, jeden einzelnen über seine kleine Natur erhebenden Zieles. Zugleich aber beginnen die uralten Rätsel des menschlichen Daseins mit frischer und elementarer Kraft wieder aufzusteigen: das tiefe Dunkel über unser Woher und Wohin, unsere Abhängigkeit von undurchsichtigen Mächten, die Gegensätze in unserem eigenen Innern, die Schranken unseres geistigen Vermögens, der Mangel an Liebe und Gerechtigkeit, kurz, der schroffe Widerspruch der geistigen Anlage und der wirklichen Lage des Menschen. Das alles sind Probleme, die uns an die Seele gehen, die auch der einzelne nicht ablehnen oder in ein angenehmes Schauspiel verwandeln kann; früher oder später kommen sie auch an ihn und werden ihm zum persönlichen Erlebnis; dann muß auch er empfinden, wie mit jener starren Verneinung aller Sinn des Lebens gefährdet, der Mensch um sein Glück betrogen, alle Geistigkeit an ihm gelähmt wird. Aber eben an diesem Punkt äußerster Verzweiflung erwacht eine Gegenwirkung, aus der Verneinung selbst erhebt

sich mit unwiderstehlicher Kraft eine Bejahung. Jene Selbstvernichtung läßt sich nicht zu Ende führen; mögen alle Begriffe versagen, alle Aussichten zu entschwinden scheinen, im tiefsten Grunde beharrt ein unzerstörbarer Lebenseffekt und gibt dem Menschen die unerschütterliche Überzeugung, daß Tieferes in ihm wirkt, daß hinter seiner Festhaltung am Sein mehr steckt, als ein selbstisches Glücksverlangen, daß es sich bei dem Lebenskampf nicht um das bloße Ergehen des Punktes, sondern um unabweisbare Aufgaben handelt, die das Ganze angehen und die über alle sichtbare Ordnung hinausweisen, auf die daher der Mensch weder verzichten kann, noch verzichten darf. Das Hervorbrechen eines solchen Glaubens an eine unverlierbare Wesenheit des Menschen und eine unsichtbare Tiefe der Wirklichkeit verwandelt aber mit einem Schlage auch die Stellung der Religion. Nun mag es scheinen, daß ihr tiefstes Wesen jenseits aller Angriffe der modernen Welt liegt, und daß sie sich nur auf dieses Wesen recht zu besinnen braucht, um wie aus einem trüben Nebel klar hervorzutreten und sich siegreich aller Befeindung und Verkleinerung zu erwehren. Dann erhält auch der Kampf gegen sie eine völlig andere Beleuchtung als bis dahin. Nach früherer Meinung ging er vornehmlich gegen eine draußen befindliche und durch fremde Macht uns auferlegte Autorität; Witz und Scharfsinn schienen gar keine bessere Betätigung finden zu können als in dem Kampf gegen „vernunftwidrige" Dogmen und eine „herrschsüchtige" Priesterschaft; es war ein angenehmes Spiel, das die Geister reizte und ergötzte. Nun aber, wo die Religion als eine Verwalterin unentbehrlicher Güter erkannt ist, läßt sich der Ernst der Sache nicht mehr verkennen. Klar liegt nun vor Augen, daß wir selbst den Schaden zu tragen haben, daß bei dem Kampf um die Religion unser ganzes Glück, unsere eigene Seele auf dem Spiele steht. Bei Empfindung dessen kommt über die Menschheit wieder eine große Sehnsucht nach Religion, ein Verlangen nach ewigen Wahrheiten, nach inneren Zusammenhängen, nach Rettung eines geistigen Wesens, nach Versetzung aus kleinmenschlicher Enge in ein übermenschliches Leben. Deutlich genug sehen wir inmitten aller Verwirrung der Zeit eine neue Woge des Lebens sich ankündigen, die andere Kräfte mit sich bringt und nach völlig anderer Richtung zieht als die den Beginn der Neuzeit bezeichnende Lebensflut. O. Siebert.



Zeugen Gottes aus Wissenschaft und Kunst.

Henry Thode, Professor der Kunstgeschichte zu Heidelberg:

. . . . Dann aber wäre Kunst Religion? Wer es behauptete, würde wohl von der Wahrheit sich nicht allzusehr entfernen — und doch ist es nicht so. Nur nahe verwandt sind die beiden erlösenden Mächte, denn sie beide führen in ein Reich, das über diesem Leben steht, und sie beide begründen eine ideelle Gemeinsamkeit, — und wunderbar, sie scheinen sich in ihrer Aufgabe einander abzulösen. Aus der Religion erwächst die Kunst, und wenn die Glaubenskraft erlahmt, tritt an ihre Stelle die Kunst des Schauens, wo immer einem Volke diese vergönnt ist. Wir stehen in

einer geheimnisvollen Zeit: aus der seelischen Bewegung des Protestantismus Luthers ist unsere Weltanschauung Kants . . . hervorgegangen, . . . und aus dem Protestantismus erwuchs unsere Dichterherrlichkeit, unsere Musik bis zur vollendeten Freiheit. Alles ward uns gegeben, wir erleben es. Und es konnte scheinen, als bedürfe es des Glaubens und der Religion nun nicht mehr. Und doch, nun Philosophie und Kunst ihr höchstes Wort gesprochen haben, zeigt es sich wieder wie ein sehnsüchtiges Ahnen und Suchen eines vertieften und vereinfachten Christentums . . . Die neuere Philosophie und Kunst in ihren höchsten Äußerungen haben ja selbst die ewige Wahrheit der Erlösungstat Christi und seiner Liebeslehre erwiesen, und so wird und muß das neue Christentum, vertieft und vereinfacht, alle Gegensätze ausgleichend und alle Kluft der Stände und der Bildung überspannend, dem seelischen Bedürfnis des Gebildeten wie des Ungebildeten in gleichem Maße gerecht werden, soll es sich selbst und seiner erhabensten Bedeutung entsprechen (Kunst, Religion und Kultur, Seite 7 ff.).

Isaak Newton, berühmter Naturforscher, 1643—1727.

Ich habe im Leben zwei wichtige Dinge kennen gelernt: erstens, daß ich ein großer Sünder bin, zweitens, daß Jesus Christus ein noch größerer Heiland ist.

Jean Jaques Rousseau, berühmter französischer Schriftsteller, 1712—1778.

Andere glauben an das Evangelium, weil es auf Wunder begründet ist, ich glaube daran trotz der Wunder.

Alles ist gut, wie es aus den Händen des Urhebers der Dinge hervorgeht, alles entartet unter den Händen der Menschen.

Matthias Claudius, bedeutender deutscher Schriftsteller, 1740—1815.

Die Religion aus der Vernunft verbessern, kommt mir ebenso vor, als wenn ich die Sonne nach meiner alten hölzernen Wanduhr stellen wollte.

D'Alembert,[1]) berühmter französischer Gelehrter und Mathematiker (Enzyklopädist), 1717—1783.

Man muß schließen, daß die Naturgesetze notwendige Wahrheiten sind, nicht in dem Sinne, daß der Schöpfer nicht etwa ganz andere Gesetze hätte aufstellen können, sondern in dem Sinne, daß sein Entschluß nicht dahin ging, andere aufzustellen als jene, welche aus der bloßen Existenz der Materie sich ergeben . . . . Die Natur des höchsten Wesens ist uns viel zu verborgen, als daß wir erkennen könnten, was mit den Grundsätzen seiner Weisheit übereinstimmt oder nicht. (Aus der Vorrede seiner „Dynamik").

Georg Christoph Lichtenberg, bedeutender Physiker und Schriftsteller, 1742—1799.

Ich glaube von Grund meiner Seele und nach der reifsten Überlegung, daß die Lehre Christi . . . das vollkommenste System ist, das ich mir wenigstens denken

---

1) Diese Zitate verdanke ich der Güte des Herrn Geh. Rat Reinke, sie sind um so bemerkenswerter, als D'Alembert gewöhnlich (auch von mir in meiner „Religion der Naturforscher") als Atheist angegeben wird. D. H.

kann, Ruhe und Glückseligkeit in der Welt am schnellsten, kräftigsten, sichersten und allgemeinsten zu befördern.

Das neue Testament ist ein auctor classicus, das beste Not- und Hilfsbüchlein, das je geschrieben worden ist. Sa.

Alfred Tennyson, großer englischer Dichter, 1809—1892.

„Was die Sonne dieser Blume ist, das ist Jesus Christus für mich. Er ist die Sonne meiner Seele, ohne ihn könnte ich mir mein Leben nicht denken."

Daniel Webster, bedeutender nordamerikanischer Staatsmann, 1782—1852.

„Der größte Gedanke, der mir in den Sinn gekommen, das ist der Gedanke meiner persönlichen Verantwortlichkeit vor Gott. Der wiegt zentnerschwer, so oft ich ihn denke."

Michel Angelo, großer italienischer Maler und Bildhauer, 1475—1564.

Kunst ist Nachahmung Gottes.



Aussichten und Aufgaben des Christentums. Das ist wohl ein Thema für den Eingang in ein neues Jahr. Chr. Rogge[1]) hat es in einem anziehenden und anregenden Büchlein klar behandelt. Er findet in der Gegenwart eine Wendung zur Religion (vergl. auch den Aufsatz in diesem Hefte S. 4), aber es zeigt sich überall eine geistige Zerrissenheit, ein Chaos, dem das Christentum nicht einheitlich gegenübersteht. Die Gegenwart zeigt nach Rogge folgendes Gesamtbild: „Der theoretische und praktische Atheismus beherrscht noch große Massen, seine Kraft ist aber innerlich gebrochen. Der Pantheismus in seinen verschiedenen Formen kann als die Anschauung gelten, die in den führenden geistigen Kreisen augenblicklich vorherrscht, das ethische Christentum ist eine nicht zu unterschätzende Strömung, auch rege an der Arbeit, aber teils isoliert, teils nicht kräftig genug, um einen bestimmenden Einfluß auszuüben und als Sauerteig alles zu durchdringen." Ist es nun möglich, daß das Christentum diesen Einfluß wieder gewinnt? Rogge weist auf Wichern und Stoecker hin, auf die erhöhte Wertschätzung der positiven Religion und der idealistischen Philosophie, auf das allenthalben erwachte Interesse an der Person Christi und auf die innere Überlegenheit des Christentums über alle andern Strömungen der Gegenwart. Daher dürfen wir wohl mit Rogge hoffnungsvoll in die Zukunft schauen. Aber daraus erwachsen uns auch große Aufgaben: Vertiefung des Christenstandes, Stärkung des Gemeinschaftsgefühls, noch größere Liebestätigkeit, soziales Christentum.

Soweit Rogge; wir stimmen ihm durchaus zu und hoffen, daß sein Mahnruf ein vielfaches Echo in deutschen Landen finden möge. Aber in der Schilderung der Gegenwart und ihrer dem Christentum entgegenstehenden Kräfte hätte er noch eingehender sein

1) Aussichten und Aufgaben. Betrachtungen über die Lage des Christentums in der geistigen Krise der Gegenwart. Stuttgart, Greiner und Pfeifer. 1903. 1 Mk.

können. Es gilt endlich einmal den wirklichen Christen Deutschlands darüber die Augen zu öffnen, wie es steht. Nie war eine Zeit so reich an religiösen Surrogaten wie unsre Zeit. Gewiß, der Atheismus hat, trotzdem er in den verführten sozialdemokratischen Massen herrscht, ziemlich abgewirtschaftet, aber in der Stille und aus dem Dunkel tauchen andre religiöse Kräfte empor und arbeiten geschäftig an der Volksseele. Da ist der Buddhismus, dessen Missionstätigkeit wir im vorigen Heft (1903 S. 404) schon schilderten, da ist der Spiritismus, der immer krasseren Unglauben zeitigt und vor allem die Theosophie, welche indische Philosophie mit christlichen Heilslehren zu vereinigen sucht und obendrein mit dem Spiritismus liebäugelt. Die Gefahr dieser Art Theosophie, der mehrere Zeitschriften und eine zahlreiche Literatur zur Verfügung stehen, liegt ganz besonders in dem Umstand, daß sie im christlichen Gewande auftritt, ja, den Anspruch erhebt, daß sie erst das rechte Verständnis für das Christentum vermittele. Vor mir liegt eine Schrift: „A. Besant, Esoterisches Christentum, oder die kleineren Mysterien. (Leipzig, Th. Grieben, 1903. 296 S., 3.60 Mk.) In diesem Buch tritt jene Tendenz sehr deutlich hervor. Es läßt die biblischen Wahrheiten mehr oder weniger bestehen, gibt aber vor, daß Christus außerdem noch eine nur für die Eingeweihten bestimmte Lehre hinterließ, und diese ist dann nichts andres als die moderne Theosophie, durch dieselbe wird nun aber das biblische Christentum völlig umgewertet. Vor allem wird der Begriff der Sünde sehr stark gemildert und daher auch die Versöhnung unbiblisch gefaßt. Bemerkenswert ist an der ganzen theosophischen mit buddhistischen Ideen verquickten Bewegung der Gedanke der Selbsterlösung. Der Mensch ist darnach imstande, sich weitgehend zu vervollkommnen und selbst „ein Christus“ zu werden. Dieser Gedanke liegt unsrer Zeit aus manchen Gründen sehr nahe und daher kommen viele christliche Kreise jener theosophischen Bewegung weit entgegen. Es ist ja auch ein dem Selbstgefühl des Menschen viel angenehmerer Gedanke, daß er sich aus eigner Kraft zu einem „vollkommnen Menschen“ entwickeln kann.

Eine weitere ähnliche Gruppe bilden die christlichen Spiritisten. Wiederum liegen uns als Beleg für deren Bestrebungen einige Bücher aus dem spiritistischen Verlag von E. Fiedler-Leipzig vor, nämlich: H. Arnold, Der Inhalt des Neuen Testaments oder das Evangelium von unsrer Erlösung und Seligwerdung durch den Glauben an Jesum Christum muß wahr sein (84 S., 1.50 Mk.); Efreb Kador, Christus! Seine Göttlichkeit und Sein Wirken im Lichte des Spiritismus (104 S., 1.80 Mk.) und Fr. Wolf, Wie ich ein Wissender wurde (68 S., 1 Mk.) Das erste Buch ist überraschender Weise, obwohl von einem bekannten echten Spiritisten geschrieben, eine geschickte Apologie des biblischen Christentums ohne spiritistischen Beigeschmack; das letztgenannte Buch ist recht schwach und unbedeutend, der Verfasser ist Magnetopath; am interessantesten (obwohl keineswegs an sich bedeutend) ist das Buch von Kador, weil es zeigt, wie diese Klasse von Spiritisten es versteht, Bibelstellen für ihre Zwecke zu wenden und damit den Leuten Sand in die Augen zu streuen. Die Quintessenz dieses Buches ist die Behauptung, daß Christus ein spiritistisches Medium war. Auffallend ist seine unglaubliche Kritiklosigkeit: die Aufzeichnungen der Katharina Emmerich bilden eine von Kadors Hauptquellen u. s. w. Allen diesen Bestrebungen, den buddhistischen, theosophischen und spiritistischen ist übrigens eine Eigentümlichkeit gemeinsam: sie wollen die Religion zu einem „Wissen“ stempeln, zu einem Wissen „okkulter“ (verborgener) Dinge. So befriedigen sie, oder geben es wenigstens vor, es zu tun, die Neugierde der Menschen oder ihre Eitelkeit, die sich gern mit Wissen brüstet; aber das eigentlich religiöse Gefühl wird erstickt und abgestumpft, bezw. in sogenannte Gefühlsduselei verflüchtigt statt in gesunde, menschliche lebenskräftige Bahnen gelenkt. Darin liegt die ungeheure Gefahr aller dieser Bestrebungen. Und gerade weil wir heute in einer nach dem Überirdischen sich sehnenden Zeit leben, ist die Gefahr um so größer: wie viele, die das Christentum nicht verstanden oder die mit ihm gebrochen haben, wenden sich diesen löcherichten Brunnen zu, an denen sie zuletzt ganz verdursten müssen!

Aber noch auf eine Zeiterscheinung muß in diesem Zusammenhang aufmerksam gemacht werden, das ist der Goethe-Kultus, den auch Rogge in seinem Büchlein streift. Es gibt unter unsern Gebildeten Kreise, in denen Goethe geradezu vergöttert wird. Daß sein Geist unsre Zeit noch immer beeinflußt, ist klar und ebenso, daß es in vieler Hinsicht mit unserm Volk besser stünde, wenn manche Seiten des Goetheschen Geistes (sicherlich nicht alle) in ihm lebendiger wären; aber was soll man dazu sagen, daß man heute allen Ernstes vorschlägt, den Goethe-Kult an Stelle des Christentums zu setzen! Ein Dr. Hjalmar Kjölenson schreibt in seinem Buch „Vom Glück und dem neuen Menschen"[1]: „An die Stelle des konfessionellen Unterrichts wird ein staatlich organisierter höherer Lehrstand für Erwachsene treten. . . . Den Mittelpunkt der Betrachtungen wird das Leben und Wirken Goethes zu bilden haben. . . . (S. 304) Die Nachfolge Goethes muß der neue Kultus werden: . . . 1. Die Goethesche Innerlichkeit muß das Endziel der Schulbildung und die moralische und materielle Ermöglichung der Auslebung dieser Innerlichkeit das Endziel jeglicher Politik sein; . . . 2. wird in jeder Schule, in jeder Privatwohnung am ersten Platz ein Goethebildnis als stete Mahnung an sein Lebensvorbild angebracht; . . . 3. müssen in allen größern Orten Goethebibliotheken errichtet werden. „Goethe" von Heinemann muß das Familienbuch werden; . . . 4. muß eine Goethe-Präparandie geschaffen werden, welche die Aufgabe hat, Wanderlehrer für Goethes Lebensauffassung heranzubilden; . . . 5. Massenwanderung nach Weimar zum jährlich um Pfingsten von der Goethegesellschaft in Berlin veranstalteten Goethetag. Das Goethesche Lebensideal hat in der Goethegesellschaft seine Priesterschaft gefunden. (S. 308 311) . . . „Das höchste Ziel und Streben der deutschen Nation muß werden, Goethescher Mensch zu sein, also Mensch mit Goethescher Innerlichkeit. Dies ist der richtige neue Mensch. Es muß ein neues „Junges Deutschland" mit Goethescher Seele entstehen. Dies ist der Gipfelpunkt der Gesamtentwicklung des deutschen Volkes. Goethe muß allmählich der heimliche Kaiser der Menschheit werden." (S. 307.)

In einer von dem Verleger des Buches beigelegten Besprechung heißt es: „Das Buch ist mit der darin bezeichneten Literatur eine unvergängliche Bibel, das Evangelium für den geistig selbständigen Teil der gegenwärtigen und der zukünftigen Menschheit, in dem Goethe als Repräsentant des neuen, für das Herz lebenden Menschen gefeiert wird."

Über diese Idee geht eigentlich nur noch die Haeckelsche, das Christentum durch den Kultus von Medusen und andern schönen „Kunstformen der Natur" zu verdrängen. Aber es ist dies auch psychologisch interessant, weil es zeigt, daß Entartung der Religion auch heute noch vorkommt; wenn die Menschen Gott verloren haben, dann wenden sie sich wie Kjölenson an Heroen oder sie machen sich wie Haeckel einen, wenn auch schon mehr wissenschaftlichen Fetisch.

Und unsre Aussichten? — Ich halte mit Rogge an dem Optimismus fest, daß unser Glaube der Sieg ist, der die Welt immer wieder überwinden wird, freilich nur dann, wenn wir Menschen der Gegenwart unsre Aufgaben richtig erfüllen. Ganz gewiß sind es hohe und wichtige Ziele, die oben angeführt sind, allen voran die Vertiefung des Christenstandes. Allein gerade den hier von uns gekennzeichneten Bestrebungen gegenüber, die das Christentum ersetzen sollen (Buddhismus, Theosophie, Spiritismus, Heroenkult und modernster Fetischismus), müssen wir noch auf eine Aufgabe hinweisen, das ist die Apologetik, liegt sie doch uns und unserm Blatte, das ihr dienen soll, so besonders nahe. Ich halte es für eine der wichtigsten Aufgaben der nächsten Zukunft, daß die apologetische Arbeit, welche unser biblisches Christentum darstellen und verteidigen soll, selbst immer mehr vertieft und organisiert werden muß. Alle jene Mächte sind apo-

1) R. Wöpke, Leipzig, 1903. 387 S. Das Buch will den Hunger nach Glück stillen; daß es dazu einen idealistischen Weg einschlägt, kann man anerkennen, aber es gefällt sich im „Sichabkehren von allem Kirchen- und Christentum." Es bewegt sich völlig in Diesseitigkeitsgedanken. Obige Stelle zeigt, in welcher Weise.

logetisch und missionierend auf dem Plan, da dürfen wir nicht zurückstehen. Hier hilft aber keine Theologie und keine Predigt, kein schönes geistliches Lied und kein tiefempfundener Traktat. Es handelt sich vielmehr darum, die Massen unsers Volkes erst einmal für die Grundlagen des Glaubens wieder zu gewinnen. Dazu aber sind Laien, die in Wort und Tat, mit geschriebenem Wort und mit Reden arbeiten, vielfach bedeutend wirksamer als Theologen, bei denen man das „Handwerk" wittert, meine große Korrespondenz in Sachen von „Glauben und Wissen" zeigt mir das immer von neuem. Diese Arbeit muß organisiert und zentralisiert werden, wenn sie sich nicht zersplittern und dadurch selbst vernichten soll. Dieser organisierten Arbeit soll ja „Glauben und Wissen" mehr und mehr dienen. Zu ihr rufe ich hiermit auch alle meine lieben Leser, die alten und die neuen, auf. Jeder kann helfen, jeder kann uns sagen und zeigen, wo und wie das Volk zweifelt und an seinem Glauben arbeitet, jeder Leser kann mündlich in seinem Kreise weitergeben, was wir ihm hier zur Vertiefung und Verteidigung des Glaubens darbieten, damit es allen dient, die darnach seufzen. Und ich weiß, ihrer sind gar viele.

In diesem Sinne wünsche ich meinen Lesern und mir neue Kraft von oben zu neuem Siege hier unten. Gott walt's! E. Dennert.



Notizen.

Wesen und Wert der Worte. Jesus hatte eine sehr hohe und ungewöhnliche Meinung von dem Werte der Worte. Dem gewöhnlichen Manne erscheint nichts unbedeutender als ein Wort. Was ist es? Ein in Laute verwandelter Hauch. Er geht in die Luft und wird vom Winde hinweggeführt. Dann verschwindet er. Nein, sagt Jesus das Wort verschwindet nicht, es hat überhaupt kein Ende. Wenn es durch die schöpferische Macht des Willens einmal ins Dasein gerufen ist, so wird es gleichsam ein lebendiges Ding, über das wir keine Macht mehr haben. Es durchwandelt Zeit und Raum, wirkt Gutes oder Böses und wird uns einst am jüngsten Tage wiederum entgegentreten. „Die Menschen müssen Rechenschaft geben am jüngsten Gericht von einem jeglichen unnützen Wort, das sie geredet haben." Matth. 12, 36. An diesem ernsten Wendepunkt wird der Einfluß unsrer Worte auf unser Schicksal ein außerordentlicher sein; „denn aus deinen Worten wirst du gerechtfertigt werden, und aus deinen Worten wirst du verdammt werden." Matth. 12, 37. Von nichts ist der Durchschnittsmensch fester überzeugt, als davon, daß seine Zunge ihm gehöre und daß es in seinem Belieben stehe, sie Worte äußern zu lassen, gute oder böse. Christi Urteil ist ein ganz andres: Worte sind ein Ausfluß des Herzens. Ist der Sprecher gut, dann sind sie auch gut, ist er aber böse, so sind sie notwendigerweise auch böse. Soviel Macht er über sie zu haben scheint, so kann er doch ihren Charakter nicht ändern, wenn er nicht zuvor seinen eigenen ändert; denn „wes das Herz voll ist, des gehet der Mund über." Matth. 12, 34.

Das war Christi Auffassung der Worte und dementsprechend waren auch Seine eigenen Worte. Es waren Ausflüsse Seines Herzens und Charakters, Bestandteile Seines eigenen Wesens. Kein Wunder, wenn ihnen Kraft innewohnte. Dichter und Denker haben sich zuweilen, halb im Scherze, gerühmt, ihre Worte würden die dauerhaftesten Menschenwerke, Pyramiden von Königen und Denkmäler aus Erz überdauern; aber Jesus erklärte in nüchternem Ernste, daß Seine Worte die festesten Gotteswerke überleben werden. „Himmel und Erde werden vergehen, aber Meine Worte vergehen nicht." Luk. 21, 33. (Aus Dr. theol. James Stalker's Christologie Jesu oder „Was sagt Jesus Christus über Sich selbst?" Übers. von W. Gast, erschienen bei A. Haarth, Dessau.)

* * *

Zu Prof. Dr. Richters Aufsatz „Gut Wetter“ in der vierten Bitte des Vaterunsers (1903. S. 331) macht uns Herr cand. med. Ebeling darauf aufmerksam, daß sich unser Windgesetz schon in gewisser Weise in der Bibel findet, nämlich Prediger Salomo 1, 6. Es ist in der Tat interessant, hier wieder einmal zu sehen, wie scharf die alten Israeliten die Natur beobachtet haben, ohne doch selbst eine Art Naturwissenschaft zu besitzen.

* * *

Während manche die psychischen Fähigkeiten der Ameisen und Bienen entschieden übertreiben, hat man sie auch in unsren Tagen zu Reflexmaschinen gestempelt. Was man diesen Tieren nach Forel zuerkennen muß ist Gedächtnis, Assoziation den Sinnesbildern, Wahrnehmungen, Aufmerksamkeit, einfaches Schlußvermögen aus Analogien, Benutzung individueller Erfahrung. Darüber hinaus gehen ihre physischen Fähigkeiten nicht. Forel machte zahlreiche Versuche, aus denen er dies schloß: Er bedeckte Blüten und beobachtete, daß die Bienen allmählich lernten sie von unten her zu finden, er täuschte sie mit künstlichen Blüten, die sie aufsuchten, als er in sie einen Tropfen Honig gebracht hatte. Andere Bienen machten nach, was einige vor ihnen taten. Durch oftmalige Erneuerung des Honigs konnte Forel die Bienen schließlich ganz von den natürlichen Blüten abziehen, ja, sie untersuchten zuletzt auch einfache honiglose Papierstückchen. Also sind es Geruch und Farbe nicht allein, was die Bienen anlockt, sie folgen auch einer Raum-, Form- und Farbenerinnerung, die mit Geschmackserinnerung assoziert ist. Noch nach 8 Tagen kamen die Bienen wieder zu den künstlichen Blumen. — Wir folgern im Gegenteil hieraus, daß die Bienen im Grunde recht dumm sind und keine Schlüsse ziehen können.

* * *

Eine bemerkenswerte Mitteilung über eine alte Darstellung des Sündenfalls macht Div.-Pfarrer Dr. Leinz. Er besichtigte die Vasensammlung des Museo-Nationale in Neapel, von der Gsellfels sagt: „sie ist die bedeutendste in Italien mit über 4000 im Königreich Neapel und auf Sizilien in den Gräbern gefundenen, ihrer Entstehung nach bis ins 2. Jahrhundert v. Chr. hinaufreichenden Vasen, die in den Gräbern um die Leichen gereiht, oder an den Wänden aufgestellt waren. Die Darstellungen, vorwiegend aus der griechischen Tragödie, zeigen, mit welcher Fülle von dichterischen und künstlerischen Anschauungen das antike Leben selbst in den handwerklichen Leistungen durchdrungen war.“ Im letzten Saale dieser Sammlung nun befindet sich eine Vase mit der Nr. 2105, die in wunderschöner Zeichnung folgende Darstellung bietet: Um einen Baum von etwa 20 Zentimeter Höhe hat sich von unten nach oben eine gewaltige Schlange gewunden. Rechts davon steht eine Frau, die mit beiden Händen in Brusthöhe ein tamburinartiges Gefäß hält, über welches die Schlange ihren, mit einer sehr zierlichen Krone geschmückten Kopf in friedlich-freundlicher Weise gegen sie hingleiten läßt. Links vom Baume steht ein Mann, der nach dem Weibe und der Schlange hinblickend, in der Rechten eine Lanze, in der Linken einen Apfel hält: Adam und Eva. Das Wichtige an der Sache ist, daß diese Vase der Heidenzeit entstammt, aus einem heidnischen Grabe kommt. So nämlich haben wir in ihr einen unwiderleglichen Beweis dafür, daß der Sündenfall im Paradiese — genau wie ihn die hl. Schrift erzählt — auch im Bewußtsein der außerbiblischen Menschheit lebte und zwar derart zum geistigen Gemeingut derselben gehörte, daß er — um mit Gsellfels zu reden — „selbst in die handwerklichen Leistungen gedrungen war.“ Diese Vase also, von der jeder Besucher Neapels Einsicht nehmen kann, hat hohen apologetischen Wert, weil sie einen überraschend schönen Beitrag zu den Beweisen für die Glaubwürdigkeit der hl. Schriften liefert. — Es wäre wohl interessant und wichtig, einmal genauer das Alter und die Herkunft jener interessanten Vase festzustellen.





Unsre „Apologetische Auskunftsstelle“ erteilt Antwort auf sog. Zweifelsfragen, die in unser Gebiet fallen; Abonnenten erhalten sie gegen Bezugsschein umsonst, Wird die Antwort direkt erbeten, so ist Porto beizulegen. Für Nichtabonnenten erfolgt die Antwort gegen 1 Mk. direkt.

Zu Frage 17 (Größte Dichtigkeit des Wassers bei 4⁰ C und Gottes Vorsorge) geht uns zu der 1903 S. 372 von Professor Dr. R. gegebenen Antwort noch eine zu, der wir folgendes entnehmen. Der Einsender meint, jene Einrichtung sei doch so außerordentlich bedeutsam, daß es für den Schöpfer ebensogut „der Mühe wert“ wäre, eine besondere Einrichtung für das Wasser als eine allgemeine für alle Flüssigkeiten zu treffen. Denn welche Flüssigkeiten kommen denn überhaupt an Menge und Bedeutung dem Wasser gegenüber in Betracht? Es würde demnach die Entscheidung über die Frage, ob das Wasser ausnahmsweise oder nach allgemein giltigen physikalischen Regeln bei 4⁰ C am schwersten ist, für die Zweifelsfrage 17 gar nichts ausmachen. Sodann ist zu beachten, daß es sich bei jener Eigenschaft des Wassers nicht nur um Tiere und Pflanzen im Wasser handelt, sondern um das Klima aller Gegenden, in denen eine Temperatur unter 0⁰ vorkommt, und um das Leben der Menschheit. Ohne jene Eigenschaft des Wassers würde dort alles zu einem Gletscher, den aufzutauen die Sonne bis tief in den Sommer hinein zu tun hätte, Überschwemmungen, Nebel, massenhafter Regen u. s. w. wären die Folge. Der Mensch und seine Kultur wäre damit unmöglich.

Zur Ergründung des Zwecks jener Einrichtung muß man fragen: dient sie zur Erhaltung des Wassers? — was natürlich zu verneinen ist — oder: dient sie zur Erhaltung andrer Naturkörper? — Und diese Frage ist durchaus zu bejahen. Ganz ähnlich ist es übrigens mit der schiefen Stellung der Erdachse. Stände sie senkrecht, so fänden auch wohl allerlei Tiere und Pflanzen ein beschränktes Verbreitungsgebiet. Aber es fehlten dann die für Entwicklung und Vermehrung der Menschheit günstigen Klimate. Das Land würde mit lauter Frühlingswärme in der gemäßigten Zone zu wenig Frucht hervorbringen können, um die dichten Einwohnerschaften zu erhalten; das Fehlen des Winters würde pädagogisch nachteilig sein; denn die Erfindungen und der fürsorgliche Fleiß stammen vom Hungern und Frieren. Man sollte daher doch wohl aus der Erdachsenstellung und aus der größten Dichtigkeit des Wassers bei 4⁰ C (oder wenigstens bei etwas über 0⁰), ohne die Logik zu verletzen, eine anthropozentrische Tendenz bei der Schöpfung der Erde erschließen dürfen, weil beide Dinge im Wesentlichen dem Menschen, in keiner erkennbaren Weise der Erde und dem Wasser selbst zugute kommen. Das wirft kein übles Licht auf den biblischen Schöpfungsbericht. Schlüsse über die Erde hinaus, etwa auf durchweg anthroprozentrische Schöpfung, kann man natürlich aus der Beobachtung der Verhältnisse auf der Erde nicht machen. Ob aber der Gedanke, daß der Mensch Ziel der ganzen Schöpfung sei, wirklich so absurd und dem Spott preisgegeben ist, möchte recht fraglich bleiben. Beweisen kann man jedenfalls nicht strikt, nur mit dem unverbindlichen Hinweis auf die Quantitäten der Sonnensysteme und des winzigen Erdbällchens.

K. in L.

Ich möchte zu dem Gesagten doch noch hinzufügen, daß es eben ganz und gar auf den Standpunkt ankommt, von dem aus man die Frage behandelt. Der Physiker fragt

nur nach den Gesetzen und Kräften des Stoffes, für ihn kann die Frage 17 gar nicht in Betracht kommen. Der Zweckbegriff gehört nicht in seine Wissenschaft. Damit ist nicht gesagt, daß man ihn nicht vom Standpunkt des Nicht-Physikers mit in Betracht ziehen solle, wo er wie hier eine so auffällige Rolle spielt. Vom Standpunkt der Zweckmäßigkeit aus bleibt uns durchaus das Recht, an die Fürsorge Gottes zu glauben, die sich hier auch einmal wieder so schön in der Schaffung höherer Individuen, im „Willen zur höheren Einheit" (Froehlich) offenbart. Die niedere Einheit des Wassers läßt jene Eigenschaft rätselhaft, die höhere Einheit des Erdganzen mitsamt ihrer Bewohner klärt sie dagegen auf.

Übrigens haben die beiden hier besprochenen Fälle von Zweckmäßigkeit in der Natur auch insofern ihre besondere Bedeutung, als sie nicht, wie die in dem Aufsatz S. 4 besprochenen der Welt der Lebewesen angehören, sondern der toten Natur. Solche Fälle gibt es nur wenig — es gehört dahin z. B. auch die Zusamensetzung der Luft, verglichen mit dem Bedürfnis der Menschen, Tiere und Pflanzen —, sie sind dann aber auch um so bemerkenswerter. Wie gesagt, sie lösen sich alle befriedigend auf in dem oben angegebenen „Willen zur höheren Einheit", und in diesem weisen sie auf den persönlich bewußt wollenden Herrn der Welt hin. Dt.

Frage 18. Was ist von folgender Behauptung zu halten? Die Ackerkrume hält die zum Gedeihen der Pflanzen nötigen Stoffe (Kali, Phosphorsäure u. s. w.), die durch Regen aufgelöst in ihr Bereich kommen, gierig zurück, doch kann Wasser sie ihr nicht entziehen. Die nicht zum Gedeihen der Pflanze nötigen Stoffe gibt sie sofort an Wasser ab. Dies löst sich nicht durch die Gesetze des toten Stoffes, sondern nur durch Gottes Vorsorge. - Diese Frage ist durchaus zu verneinen. Die Behauptungen, auf welche sie sich bezieht (ich wäre dem Herrn Fragesteller dankbar, wenn er mir sagte, wo er sie gefunden hat), gehören zu jenen oft vernehmbaren, welche in den Augen Sachkundiger nur zu leicht den religiösen Glauben in Mißkredit bringen können. Wahr ist nur, daß die Pflanze, bezw. ihr Protoplasma, die Fähigkeit hat, aus den vom Boden aufgesogenen Stoffen die ihr nötigen auszuwählen; diese Stoffe gibt der Boden nicht bereitwillig ab, sondern die Pflanze muß sie ihm mit Gewalt entziehen, indem ihre Wurzelhaare mit den Bodenpartikelchen geradezu verwachsen oder auch durch Säuren die nötigen Stoffe auflösen. — Ganz irrig aber ist es, daß der Boden die zum Gedeihen der Pflanze nötigen Stoffe gieriger fest hielte als andere. Im Gegenteil: für manche Nährstoffe hat der Boden gar keine „Absorptionskraft", z. B. nicht für salpetersaure Salze. Daher streut der Landwirt seinen Chilisalpeter, um Verluste durch Versinken in den Untergrund zu vermeiden, als „Kopfdünger" aus, d. h. auf die wachsenden Pflanzen, und teilt womöglich die Gaben in mehrere Teile. Auch bezüglich der Phosphorsäure ist die Behauptung nicht allgemein richtig. Die Art derselben und des Bodens wollen dabei berücksichtigt werden. Wenn es ferner wahr wäre, daß die nicht zum Gedeihen der Pflanzen nötigen Stoffe sofort an Wasser abgegeben würden, so könnte z. B. eine Wiese nicht durch der Pflanze schädliche Stoffe auf Jahre hinaus unfruchtbar sein. Selbstredend kann auch die Ackerkrume an das Bodenwasser nur solche Stoffe abgeben, die in ihm löslich sind. Natürlich sind auch diese Verhältnisse wie alles in der Welt gesetzlich geregelt, aber nichts zwingt dazu, hier eine besondere Vorsorge Gottes anzunehmen. Für den ernsten Gottesgläubigen umfaßt ganz gewiß Gottes Vorsorge die ganze Welt und ihre harmonische Ordnung, und die Naturgesetze sind der Ausdruck dieser Fürsorge. Man muß sich aber hüten, eine besondere Art von Vorsorge zu fordern, wo man mit der allgemeinen Naturgesetzmäßigkeit auskommen kann. Im Übrigen gilt auch hier wieder, was oben vom „Willen zur höheren Einheit" gesagt worden ist. Dt.

Frage 23: Wie ist der Satz, daß das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens von Jugend auf böse ist, mit dem Ausspruch Christi zu ver-

einbaren: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Himmelreich“? — Diesen Worten kann doch wohl nicht der Rousseau’sche Gedanke zugrunde liegen, daß der Mensch von Natur gut sei.

Keinesfalls. Denn unter dieser Voraussetzung stände Jesu Aufforderung an die Kinder, zu ihm zu kommen, in Widerspruch mit seiner göttlichen Sendung als Sünderheiland, der gekommen ist, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist; nicht die Gesunden bedürfen des Arztes, sondern die Kranken. Hat Jesus mit diesen Worten seine Aufgabe bezeichnet, so ergibt sich schon von selbst, daß er nicht von den Kindern, die er ganz besonders zu sich lockt, gedacht hat, daß sie des Heilands nicht bedürften, weil sie von Natur gut seien. Eine tatsächliche Unterscheidung der Menschen nach den Maßstäben von gut und böse kennt der Heiland überhaupt nicht. Für ihn, der die Schrift Alten Testaments kannte und anerkannte, war es keinen Augenblick zweifelhaft, daß das Dichten und Trachten des Menschenherzens böse ist von Jugend auf. Das beweist sein Ausspruch: „Wer vom Fleisch geboren ist, der ist Fleisch.“ Und wenn nach seinen eignen Worten aus dem Herzen arge Gedanken kommen, wie Mord, Ehebruch 2c., so sieht man, wie weit entfernt er ist von dem Rousseau’schen Optimismus. Jesus blickt tiefer, er schaut hinein auch in die verborgensten Falten der Menschennatur und er weiß, daß das Böse auch das Kindesherz schon in seinem Dichten und Trachten umworben hat.

Ein Beantworter unsrer Frage erzählt: Kürzlich war ich als Schulinspektor in einer Schule zur Visitation. Der Lehrer bemühte sich gerade, den kleinen Kindern die Grundbegriffe der christlichen Sittlichkeit klar zu machen. Er fragte einen Knaben: „Was tust du, wenn dich einer schlägt?“ Antwort: „Ich hau ihn wieder!“ In demselben Sinn antworteten sämtliche anderen Kinder, sogar die kleinen Mädchen. Und das war ganz natürlich. Das ist eben der Zug, der in jedem Menschen ruht, der Zug des alten Herzens, sich zu rächen. Die hohen sittlichen Grundsätze Jesu und seines Evangeliums sind dem menschlichen Herzen also in der Tat von Haus aus eine große Torheit, und die Erfahrung bestätigt immer wieder das Schriftwort, daß das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens böse ist von Jugend auf.

Nun reflektiert aber Jesus in seinem obigen Wort überhaupt gar nicht über die Frage, ob der Mensch von Natur gut sei. Unter welcher Bedingung er gerade den Kindern das Himmelreich zuspricht, das geht hier deutlich aus dem Gegensatz hervor. Jesus wandte sich im Zusammenhang Matth. 18, 3; 19, 14 gegen den Hochmutsweg, den soeben die Jünger betreten haben durch die Frage des Rangstreits: „Wer ist der Größte im Reiche Gottes?“ Demgegenüber fordert der Herr auf zur Rückkehr zum Kindessinn. Dies ist so zu verstehen: Nicht um ihrer etwaigen sittlichen Reinheit willen spricht Jesus den Kindern das Himmelreich zu, sondern weil er in den Kindern die heilspsychologischen Anlagen für die Zuwendung seiner Erlösung vorgebildet sieht, die er sonst bei Israel leider vermißt! Das Gefühl ihrer Kleinheit, Ohnmacht und Hilfsbedürftigkeit, das kindliche Zutrauen zu den Eltern, der Glauben an ihre Liebe, die willige Unterordnung unter ihre Weisheit, Gehorsam, das demütige Annehmen von ihnen u. s. w. — lauter Eigenschaften, die auf das Verhältnis zu Christus übertragen, den Menschen allein zur Erlösung geschickt machen. Dieser kindlichen Gesinnung steht das pharisäische Judentum mit seinem Selbstvertrauen, seiner Selbstgenügsamkeit, Unglauben, Trotz u. s. w. gegenüber. Die Pharisäer (Pharisäer und Zöllner im Tempel) werden nicht in das Himmelreich kommen, denn sie brauchen nach ihrer Meinung keine Erlösung und keinen Christus. Aber nur durch die Erlösung geht es zum Himmelreich, und der Herr will und kann denen nur Erlöser sein, die da „geistlich arm sind“, die „hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit“, die „mühselig und beladen zu ihm kommen“ u. s. w. (Große Abendmahl, den bösen Weingärtnern, Jesus stellt ein Kind unter die Jünger.) Lic. M., O. in T. u. Sa.

Frage 24: Welche Stellung nimmt der Gläubige zum Mosaischen Gesetz ein? Im allgemeinen wird man sagen müssen, eine durchaus ablehnende Stellung.

Stellen wir Röm. 7, 6; 10, 4; 13, 10; Joh. 13, 34 und viele andere bezeugen dies. Es geht daraus hervor, daß das mosaische Gesetz fast in allen seinen Teilen hinfällig geworden ist, und zwar deshalb, weil etwas Größeres da ist, als das ganze A. T.-Gesetz: die Liebe. Wer in der Liebe lebt, der braucht kein Gesetz mehr.

Die größte Zahl von religiösen und bürgerlichen Gesetzen hatte natürlich nur für die alttestamentliche Theokratie Bedeutung. Sie haben für uns nur historisches Interesse. Wenn wir aber als Grundgesetz die 10 Gebote ansehen, die auch wir übernommen haben, so ist zu sagen, daß diese für uns noch die nämliche Geltung wie für die Juden haben, weil in ihnen sich der für alle Menschen gültige und tatsächlich von allen Völkern in ihren Gesetzen festgelegte heilige Gotteswille ausspricht. Diese Grundgebote werden nie aufgelöst (Matth. 5, 17—19) oder durch andere ersetzt werden; sie sind das Lebensmark aller wirklichen Wohlfahrt und des Wandels vor Gott. So sind sie auch der Grundstock der christlichen Ethik. Der Heiland weist wiederholt auf die verbindliche Kraft der 10 Worte hin. Zugleich lehrt er uns aber auch die ganze Tiefe und das Wesen dieser Gebote verstehen und schenkt uns durch seine Erlösung die Freudigkeit und die Kraft, die Gebote als den guten und heiligen Willen unsers lieben Vaters im Himmel gern und im Geist und in der Wahrheit zu tun. Je mehr Christus in uns ist, der Vollender des Gesetzes in der Liebe, desto mehr ist auch die wahrhaftige Erfüllung der Gebote bei uns („Ohne mich könnt ihr nichts tun"). Der Christ fühlt nicht mehr das „du sollst!" als ein Joch, sondern dringt immer mehr hinauf zum freudigen: „Ich darf, ich will und ich kann!" Gottes Wille eint sich durch Christus mit unserm Wollen und wird zur freien Betätigung unsers gotteskindlichen Wesens. Damit aber verliert das Gesetz als solches auch wieder an Bedeutung. Es gilt im Grunde genommen nur für die, welche noch nicht in der Liebe wandeln. — O. in T. und Sa.

Frage 29: Ist es denkbar, daß jemand, der nur deutsch redet, durch Hypnose dahin gebracht werden kann, fließend französisch zu sprechen? — N. in P. Dies kommt allerdings vor, ebenso wie es beobachtet worden ist, daß ein in Fieber-Delirien liegender Mensch in ihm sonst fremden Sprachen reden kann. Allein in allen bisher wirklich gewissenhaft untersuchten Fällen hat sich herausgestellt, daß die betreffenden Menschen das, was sie reden, früher schon einmal gehört haben. Man hat daraus mit Recht auf eine uns noch ganz rätselhafte Seite unsers Geistes geschlossen, das sog. „Unterbewußtsein" (besser sollte es eigentlich heißen: „Überbewußtsein") oder das „subjektive Ich", welches ein durchaus vollkommenes Gedächtnis besitzt und daher unter Umständen Dinge wiederholt, von welchen es vor langer Zeit gehört hat, oft ohne sie irgendwie mit Bewußtsein in sich aufgenommen zu haben. Hierdurch erklären sich übrigens viele Erscheinungen des Spiritismus sehr leicht und einfach. Doch davon später mehr. Diese Erscheinung unsers Bewußtseins ist jedenfalls, besonders auch als Beweis gegen den Materialismus, so außerordentlich wichtig, daß wir ihr noch einmal eingehend unsre Aufmerksamkeit schenken werden. — Dt.

Frage 30: Was versteht man Mark. 1, Vers 14 unter „Evangelium vom Reich Gottes", da doch Jesus Christus noch nicht über seinen Opfertod am Kreuz predigen konnte? — Mittelschullehrer S. in S.

Frage 31: Wie verträgt es sich mit dem Monotheismus, wenn wir neben Gott Christus verehren, ja sogar zu ihm beten? Ist das Gebet zu Jesus biblisch begründet und belegbar? Darf man zu Jesus beten, ohne daß der „Vater" in den Hintergrund gerückt wird? — E. in K.





1. Zeitschriften.

„Der Türmer", September: R. Goette, „Über den sittlichen Fortschritt in der Menschheit". Der Verf. reproduziert die Ansichten Lessings, Kants, Herders, Comtes, Spencers, Rocholls, Gobineaus u. a. über diesen Gegenstand, hält aber mit seiner eignen Ansicht zurück. — Oktober: Klinke schildert „K. E. v. Baer als Forscher und Naturphilosoph". Er zeigt seine Bedeutung für die Embryologie und Entwicklungsgeschichte und legt eingehend seine Stellung gegenüber dem Darwinismus dar. — F.

In „Evangelische Volksschule" Nr. 87—91 veröffentlicht Kühnle „Für und Wider den biblischen Schöpfungsbericht", vom naturwiss. Standpunkt einen Vortrag, dem noch ein zweiter folgt in Nr. 93 u. ff., in dem dieselbe Frage vom religionsgeschichtlichen Standpunkt aus behandelt wird. Die Vorträge werden auch als Heft erscheinen.

In „Auf Dein Wort" behandelt S. Keller „Das Geheimnis des Kreuzes Christi" in einer für Suchende leicht faßlichen Weise.

„Polit. Anthrop. Revue" Heft 5 und 6. Zimmermann berichtet „Zur Frage der menschlichen Urheimat" und kommt zu dem Ergebnis, daß es Süd-Asien ist. — Pflaum behandelt das eben sehr im Vordergrund stehende Thema „Begriffe und Aufgabe der Völkerpsychologie", er findet hierbei überall Uneinigkeit und nirgends einwandsfreie Anschauungen hierüber und sucht dem Mangel abzuhelfen. Ob mit Erfolg?! —

„Reformation" Nr. 37—42. Lic. Hupfeld macht unter der Überschrift „Paulus und Luther" auf 3 Schriften des Wiener Prof. D. Feine aufmerksam, in welchen den bekannten Ansichten über das Evangelium durch die moderne Theologie gegenüber klar und überzeugend nachgewiesen wird, wie Paulus und Luther zwei zusammenstimmende, aber freie und selbständige Zeugen des lebendigen Christus sind. — Lic. Grützmacher formuliert in 5 Sätzen treffend die charakteristischen Unterschiede zwischen Christus und Buddha. — Barth setzt sich mit Stockmayer, Lohmann und Gen. über „Jesus und das Alte Testament" dahin auseinander, daß er nachweist, wie Jesus bei aller Ehrfurcht gegen das Alte Testament doch die ewigen im neuen Bunde zur Vollendung kommenden Gedanken desselben aus den vergänglichen Bestandteilen, die nur heilspädagogischen Wert hatten, heraushebt und weiterbildet. — Dr. Wyneken behandet, durch eine Äußerung in Naumanns „Hilfe" veranlaßt, welcher nur einen Teil unserer Sittlichkeit im Evangelium wurzeln läßt, die wichtige Frage: „Bietet unser christlicher Glaube zugleich die vollkommene Sittlichkeit dar?" und kommt zu einem bejahenden Resultat. — Dr. Dennert nennt in „Botanik gegen Darwinismus" wieder einen berühmten Botaniker, den Prof. Schwendener zu Berlin, welcher dem darwinischen Prinzip die formbildende Kraft abspricht. — Hölscher nimmt in einem „Zur Frage der Weltanschauung" überschriebenen Artikel Stellung zu dem Vortrage des Prof. Ladenburg auf der 75. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Cassel über den Einfluß der Naturwissenschaften auf die Weltanschauung. Sa.

„Beweis d. Glaubens" Heft 10. Prof. Zöckler beginnt unter der Überschrift „Die christliche Apologetik im 19. Jahrhundert" mit der Veröffentlichung einer Reihe von Rückblicken auf die Lehr- und Schriftstellertätigkeit der namhafteren Apologeten des In- und Auslandes während der letzten 100 Jahre und hebt an mit der Würdigung Ernst

Wilh. Hengstenbergs. — Lic. Steude unterwirft in der Fortsetzung seines Aufsatzes „Die Unsterblichkeitsbeweise" nach der Einteilung der letzteren in die populären, die theologischen und philosophischen, zuerst die populären Unsterblichkeitsbeweise, welche er in die aus der Analogie, in die praktischen und die spiritistischen gliedert, seiner kritischen Betrachtung. — Dr. Samtleben zeigt in „Zum Problem der Willensfreiheit", was zwei heutige Lehrer der Jugend (H. Bauer, Direktor der Anstalten zu Beuthelsdorf und Philosoph Kuno Fischer) den akademischen Bürgern über die Willensfreiheit zu sagen wissen, insonderheit wie der Universitätsprofessor die Komilitonen nur bis zur problematischen Alternative: Entweder Christus oder Buddha zu führen weiß, während der Gymnasialdirektor die jungen Akademiker mit sicherer Hand zu Christus hingeleitet. Sa.

2. Bücher.

W. Baldensperger, Das Selbstbewußtsein Jesu im Lichte der Messianischen Hoffnungen seiner Zeit. 1. Hälfte: Die Messianisch-Apokalyptischen Hoffnungen des Judentums. 3. Aufl. Straßburg, J. H. Ed. Heitz, 1903. 240 S. 4 Mk. — Es hängt mit der Geschichtsbetrachtung der modernen Theologie zusammen, daß sie der Forschung in der Geschichte des Spätjudentums ein besonders lebhaftes Interesse zuwendet. Wir unsrerseits halten den Satz Aug. Dillmanns für richtig: „Das Judentum der letzten Jahrhunderte ist eine Ausartung der großen Offenbarungsreligion, es stellt eine Reihe von Auswüchsen derselben dar; Gottes Offenbarung ist in diesen Richtungen nicht, sondern rein menschliche Fortbildung; die christliche Offenbarung ist über die ganze Entwicklung des Judentums seit Esra zurückgegangen auf die Prophetie. Da, wo mit dem Erlöschen der Prophetie der Faden fallen gelassen worden war, hat Christus eingesetzt." Dennoch verkennen wir nicht das Recht dieser neueren Forschungen auch im Interesse eines immer besseren Verständnisses des Werkes Jesu und seiner Apostel. Zu den gründlichsten Kennern der spätjüdischen Gedanken- und Empfindungswelt gehört ohne Zweifel Baldensperger; das beweist sein bekanntes Werk, dessen erster Teil nunmehr in völlig neuer Bearbeitung vorliegt. Aus den 101 Seiten der 1. Aufl. sind 240 Seiten geworden! Hatte Dalman, u. E. die größte Autorität auf diesem Gebiet, noch die 2. Aufl. bezüglich der Mitteilungen über jüdische Dinge einer durchgreifenden Revision für bedürftig gehalten, so stehen wir bei dieser Neubearbeitung nicht an, mit dem Verfasser des Artikels „Apokalyptik" in der Realencyklopädie f. Theol. u. K. anzuerkennen, daß B. offenbar einen tiefen Blick in das innere Wesen und geistige Getriebe des apokalyptischen Judentums getan hat. In wohltuendem Gegensatz zu der wissenschaftlichen Methode mancher unter seinen Mitarbeitern auf diesem Gebiete steht seine leichtfertigem Hypothesiren abholde Besonnenheit und echt wissenschaftliche Bescheidenheit. Aus dem anziehend geschriebenen Werke werden Theologen jeder Richtung reiche Belehrung schöpfen. Ma.

W. Pastor, Lebensgeschichte der Erde. Leipzig, E. Diederichs, 1903. 260 S. 4 Mk., geb. 5 Mk. — Ein Schüler und Anhänger Fechners versucht hier im Sinne des letzteren den Entwicklungsgang der Erde zu schildern, die also mit Fechner als Organismus, als lebendes Wesen angesehen wird. Der ganze Versuch teilt daher auch die Vorzüge und Mängel der Lehre Fechners. Es kann dabei vor allem nicht ohne dunkle Analogien abgehen. Manchmal ist auch der Stil etwas unklar. Wohltuend ist die unbefangen kritische Stellung Pastors dem Darwinismus gegenüber, während der Verfasser andererseits seinem Grundgedanken zu Liebe auch wieder ziemlich unkritisch ist, z. B. gegenüber den Schröerschen angeblichen Beweisen vom „Leben" der Kristalle. Alles in allem: der denkende Leser wird trotz manchen Widerspruchs Anregendes in dem Buche finden. Dt.

Fr. Delitzsch, Im Lande des einstigen Paradieses. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1903. 58 S. 2.50 Mk. — Dieser Vortrag ist auch vor dem Kaiser gehalten worden, ist aber mit „Babel und Bibel" nicht zu verwechseln. Er enthält eine lebensvolle Schilderung der Reise des Verfassers in die babylonische Ebene und mit Bildern und Karten anschaulich ausgestattet.

J. Piening, Unser Glaube in lebendiger Lehre. Groß-Lichterfelde, E. Runge. 375 S. 3.25 Mk., geb. 4.25 Mk. — Dies Buch ist eine sehr empfehlenswerte Apologie der christlichen Wahrheiten für das Volk, wie geschaffen für den einfachen, nach Wahrheit suchenden Mann; durch Anführung vieler Zeugnisse berühmter Männer sehr praktisch, „aus dem Herzen zum Herzen geschrieben“, wie der Verfasser sagt. R.

W. Studemund, Ist das Christentum Wahrheit? Leipzig, H. G. Wallmann, 1903. 102 S. 0.75 Mk. — Dieses Buch unsers geschätzten Mitarbeiters liegt in derselben Richtung wie das vorgenannte: es will auch in volkstümlicher Weise die Grundwahrheiten unsers Glaubens verteidigen. Das gelingt ihm in vorzüglicher Weise. Das Buch ist in größeren Partien viel billiger (20 Exempl. 10 Mk., 100 Exempl. 40 Mk., 500 Exempl. 150 Mk.) und sollte zur Massenverbreitung benutzt werden, wozu es sehr geeignet ist. Dt.

S. Limbach, Steine des Anstoßes. Basel, Kober, C. F. Spittlers Nachf., 1903. 238 S. — Auch dieses Buch treibt volkstümliche Apologetik, doch wieder anders als die beiden vorgenannten: es erörtert ebenso wie unsere Abteilung „Zweifelsfragen“ eine große Zahl schwieriger Glaubensfragen kurz und oft recht ansprechend. Es wird daher Suchenden gute Dienste leisten. Mit diesem Urteil ist nicht gesagt, daß wir in allem mit dem Verfasser übereinstimmen; wir sind der Meinung, daß es gar nicht nötig ist, daß sich alle Schwierigkeiten der Bibel verstandesgemäß u. s. w. lösen lassen. Dt.

Th. Steinmann, Die geistige Offenbarung in der geschichtlichen Person Jesu. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht, 1903. 125 S. — Eine geistreiche und tief anregende Schrift unsers verehrten Herrn Mitarbeiters. Sie sucht den Nachweis zu führen, daß Gottes Offenbarung sich nicht in äußern Geschehnissen vollzog, sondern in der Person Christi. Wir stimmen nicht allem zu, was der Verfasser sagt, haben aber sein Buch mit reichem Gewinn gelesen. Dt.

O. Bertling, Wie führt man in volkstümlicher Weise die Verteidigung des christlichen Glaubens? Festrede auf dem XXI. Vereinstag des Vereins für christliche Volksbildung. 19 S. Bureau des genannten Vereins, 100 Exempl. 3.50 Mk. — In seiner klaren Weise beantwortet hier B. eine Frage, die heute von großer Bedeutung ist. Die Rede ist als Flugblatt gedruckt und verdient weiteste Verbreitung. Dt.

P. J. Müller, Probleme und Schwächen des Darwinismus. Zittau, A. Grauns Verlag, 1901. 38 S. — Dieses lesenswerte Schriftchen behandelt nur einzelne Seiten des Darwinismus: Urzeugung, Blüten und Insekten, Instinkt, Paläontologisches. Vielleicht wäre der Titel besser anders gewählt; denn das Problem der Urzeugung nimmt mehr als die Hälfte ein und gehört doch gar nicht zum eigentlichen Darwinismus. Gerade dieser Teil aber enthält treffliche Bemerkungen und den wohlgelungenen Nachweis, daß nach neusten chemischen Untersuchungen die Bildung der Eiweißstoffe und dann weiter des Plasmas und der Zelle durch Zufall unmöglich ist, sondern eine leitende Intelligenz fordert. — Es fiel mir auf, daß der Verfasser Darwin zu den gläubigen Christen rechnet, das ist nicht richtig, er war religiös völlig gleichgiltig und schwankend, selbst hinsichtlich des Gottesbegriffs. Nicht richtig ist S. 10 die Angabe, daß die Pflanze die Nahrung aus dem Boden durch die Wurzelhaube aufnimmt, das geschieht vielmehr durch die Wurzelhaare, die „Haube“ dient nur zum Schutz der fortwachsenden Wurzelspitze. — Das Büchlein sei sonderlich für die Frage der Urzeugung bestens empfohlen. Dt.

J. Froehlich, Das Gesetz von der Erhaltung der Kraft und der Geist des Christentums. Leipzig, Dieterichscher Verlag, 1903. 59 S. — Der Verfasser gibt in dieser sehr lesenswerten Schrift eine Darstellung seines Prinzips „des Willens zur höheren Einheit“, in dem sich das ganze Weltgeschehen vollzieht dadurch, daß es eine „stetig steigende natürliche Umwertung aller Werte“ bewirkt. Der Verfasser sucht nun darzulegen, daß an diesem mit sich meines Erachtens unzweifelhaft richtigen Gedanken und damit auch mit dem Christentum das Gesetz von der Erhaltung der Kraft völlig unver-

einbar ist, denn dasselbe läßt keine steigende Entwicklung zu. Wir wünschen dem in wohltuend idealem Geist geschriebenen Buch recht viele verständnisvolle Leser. Es sei aber von vornherein bemerkt, daß es keine leichte Alltagsware ist. Dt.

Pesch, Tilmann, S. J., Christliche Lebensphilosophie. Gedanken über religiöse Wahrheiten. 7. Aufl. Freiburg i. Br., Herder. 1903. 607 S. geb. 4,70 M. — Das Buch enthält kurze Betrachtungen, meist apologetischen Inhalts, über fast alle Fragen des religiösen und sittlichen Lebens. Die Darstellung ist überaus einfach und fesselnd, reich an trefflich ausgewählten Zitaten. Der katholische Standpunkt ist zwar in den meisten Kapiteln erkennbar, tritt aber im größten Teile des Buches hinter den gemeinchristlichen zurück. Das Werk kann darum auch evangelischen Christen empfohlen werden. F.

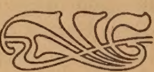
N. Leo, Dr. med., Hat das Menschenleben einen Zweck? Berlin, W. u. S. Löwenthal. 94 S. 1,50 M. — Eine tüchtige Widerlegung der materialistisch-monistischen Weltanschauung. Verf. bespricht das Wesen der Materie und ihrer Veränderungen, widerlegt vor allem die Zufallstheorie im Darwinismus und die Ansicht von der positiv weiterbildenden Kraft des „Kampfes ums Dasein". Die Seele ist eine selbständige Realität. Der Zweck des Menschenlebens wird in altruistischer (selbstloser) Moral erblickt. Be.

Bibliothek.

Die hier verzeichneten Bücher stehen unsern Lesern unter folgenden Bedingungen zur Verfügung: Ersatz der Portokosten und 15 Pf. Verpackung und als Abonnent von Gl. u. W. — gegen Bezugsschein — pro Band und Woche 15 Pf., als Nichtabonnent 30 Pf.; Abonnement für die Bibliothek pro Band und pro Jahr 4 Mk.

Ein Verzeichnis der ersten 50 Bände werden wir für die neuen Leser demnächst beilegen.

51. H. Werner, Giebt es eine Seele? Heilbr. 1879.
52. A. Tholuk, Gespräche über die vornehmsten Glaubensfragen der Zeit. Gotha 1867.
53. Chr. E. Luthardt, Apologetische Vorträge über die Grundwahrheiten des Christentums. 3. Ausg. Leipzig 1864.
55. Chr. E. Luthardt, Apolog. Vorträge über die Heilswahrheiten des Christentums.
56. M. Rade, Die Religion im modernen Geistesleben. Freiburg 1898.
57. G. Steude, Komm und siehe es. Gütersloh 1902.
58. L. Weis, Erkennen und Schauen Gottes. Berlin 1898.
59. Fr. Pfaff, Alter und Ursprung des Menschengeschlechts. Frkft. a. M. 76.
60. Die biblischen Krankenheilungen im Lichte der modernen Medizin. Gütersloh 1896.



Die nächsten Hefte werden u. a. enthalten: Jul. Werner, Christentum und Patriotismus, Dr. A. von Ruville, Die in der Entwicklung der Völker tätigen Kräfte, Prof. Dr. Bertling, Der Weltzusammenhang, La Roche, Der Pessimismus als Wegbereiter des Christentums, W. Römheld, Pascals Gedanken, Prof. Dr. K. Kinzel, Die Weltanschauung im Roman, Prof. D. König, Die Entstehung des Alten Testaments.

Ernst Röttger's Buchdruckerei, Kassel.